

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1816)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-655056>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Gruss des neuen hinkenden Boten an seine Leser.

Reise-Bericht des Meister Stelzfuß.

Dreyhundert fünf und sechzig Tage,
 War ich nun wieder auf der Reis;
 Ein jeder hatte seine Plage,
 Der Eine kalt der Andere heiß.
 Doch scheert ich mich nicht viel darum;
 Ich gieng gerad, ich gieng auch krum.

Dies alles that mich nicht abschrecken,
 Mein Schild war immer die Geduld;
 Ich dachte, must du heut verrecken,
 So ist es doch nicht deine Schuld.
 Nun gieng es straks nach Polen zu,
 Mit einem Stiefel und drey Schuh.

Bis Wilna war ich ganz alleine,
 Kam glücklich ohne Frost davon;
 Und fand auch einst beym Mondenscheine,
 Ein Orden von Napoleon.
 Ob erster, oder zweyter Class,
 Genug, ich hängt ihn an zum Spas.

Bis Moskau durst ich es nicht wagen,
 Ich hatte nur noch einen Schuh;
 Kein Geld, und einen leeren Magen,
 Und noch das Podagra dazu.
 So trat ich als ein Ordensmann,
 Aus Polen meinen Rückweg an.

Nun langt ich endlich unverdrossen,
 Halbtod, beym untern Thore an;
 Und trug mein Sack voll Narrespotten
 Dem Freund Kalendermacher an.
 Will ers verbessern in der Still,
 So kann ers machen, wie er will.

Den Braten hab ich längst gerochen,
 Ich spühr wohl, daß mich mancher hasst;
 Und da mein Stelzfuß ist zerbrochen,
 Hab ich für dieß Jahr ausgespäst.
 Doch sollt was wichtiges je geschehn,
 So wirds wohl in der Zeitung stehn.

Indessen wünsch ich wohl zu leben,
 Mein Lieb und werthes Publikum;
 Sollts wieder dumme Streiche geben,
 So komm ich her, zähl sie im Sprung.
 Und zähle alles was ich weiß,
 Sogar den Kurli mit der Weis.

Ihr aber meine liebe Bauern,
 Bleibt stets gesund, und immer stark.
 Bringt Korn und Vieh in unsere Mauern,
 Das übrig' auf den Weibermarkt.
 Und macht die Preise mit Verstand,
 So bleibt der Segen in dem Land.

Sonderbarkeiten.

Es ist mir einmal ein Verzeichniß von
 sonderbaren Menschen, Namen und Ge-
 schlechtern zu Gesicht gekommen. Es ent-
 hält viele hundert Namen, und mitunter
 gar sonderbare. Zum Beispiel eine Menge
 Thiernamen:

Löwe, Bär, Wolf, Fuchs, Hase,
 Hirsch, Bock, Kalb, Kuh, Vogel, Ad-
 ler, Geyer, Falk, Strauß, Schwan,
 Lerch, Fink, Wasserhuhn; Fisch, Krebs,
 Schneck. Wiederum allerley Stände
 und Berufsarten: Kaiser, König,
 Fürst, Bauer, Ackermann, Hirt, Jäger,
 Fischer, Krebsler, Held, Krieger, Gemei-
 ner, Trommer, Pfeiffer, Pfaff, Pfäfflein,
 Abt und Bischof, Probst und Pfarrer,
 und Pabst und Sigrift. Weiter marschie-
 ren auf, Christ, Heid, Türk, und mit
 ihm Pascha. Dann alle mögliche Hand-
 werker und Künstler: Körber, Mah-
 ler, Kessler, Schneider, Schuhmacher,
 Schwerdtfeger, und allerley Schmied;

auch Koch und Keller. Da liegen auch
 mancherley Werkzeuge; zum Beweis:
 Hammer und Schlegel, Nagel, Aker,
 Strahl, Löffel, Delhafen. Unter einer
 solchen Zahl kommen nun freylich auch
 allerley Eigenschaften zum Vorschein,
 als: Hübsch, Schön, Wiß, Gut, Groß,
 Klein, Lang, Kurz, Arm, Reich, sogar
 Engel und Teufel, ja Mantel und
 Gottschalk. Manchmal ist's wie im Walde
 wo Bäume und Stauden stehn:
 Hasler, Eicher, Tanner, Bucher, Linder,
 Balmer, Wyder, Hagenbuch; o aller-
 ley Kraut: Mangold, Salat, Staud-
 lein, Rose, Blume, Bermuth. Zum
 Glück sind für den Hunger auch Spei-
 sen da; man findet: Aken, Schmutz,
 Warmbrod, Eyer, Pfannkuchen; und zum
 Nachtsich: Gutkäs, Gutwein und Bischof.

Unter so mancherley Leuten können aber
 nicht alle von einem einzigen Orte her
 seyn; darum sind da: Deutsch, Schwabe,
 Bayer, Hess, Franke, Niederländer; Schwet-
 zer, Zürcher, Berner, Frenburghaus, Ap-
 penzeller. Sogar die Stadt Jerusalem
 gab ihren Namen einem Menschen. Ja
 auch: Kummer, Zorn, Liebe, Grimm,
 Ernst, und Stille. — Der Kalender
 mit seinen Jahreszeiten gieng auch nicht leer
 aus, denn da ist: Sommer, Winter,
 Herbst, Lenz, Jenner, Hornung, Merz,
 April, May, Sonntag, Nacht, Sturm,
 Wetter, Hagelstein und der liebliche Son-
 nenschein. Am besten aber gefallen mir
 die Herren Gutmann, Frölich, und Guts-
 muths. Mit denen ist besser leben als mit
 dem Herrn Niemand's-Freund in
 Deutschland, oder gar mit dem Wütrich,
 behüt' uns davor!

Der Vers im Stammbuch.

Ein Mädchen, daß auch eher tanzen
als schreiben gelernt hatte, kam ohnlängst
zu mir, und bat mich, ihr einen Vers in
das Stammbuch ihres von hier abreisen-
den Liebsten, der seines Handwerks ein
Schneider, und von der Natur mit statt-
lichen Körper-Verhöhnungen geziert war,
zu schreiben. Sie sagte mir zugleich: daß
sie sehr froh wäre, dieses Sturmjägers
los zu werden. In dieser Hinsicht schrieb
ich was folgt:

Reis hin du Kind von Herzens-Adel,
Von hint' und vornen wohlgemacht;
Du hast mit deiner krummen Nadel,
Mir manche frohe Stund gemacht.
Liebt dich ein Mädchen, von mir ferne,
So ist's, wie ich, auch nicht gescheid;
Ich laß ihm deinen Höcker gerne,
Und auch den Kropf, zum Zeitvertreib.

Warum die Kerzen so theuer sind?

Eine Rechnung,

woben die Schuld am Ende auf die
faulen Rüher fällt.

Freund K. der freylich mehr für an-
dere als für sich selber rechnet, war leht-
lich im Leist, als eben die Klage über
theure und schlechte Kerzen angehoben wurde.
Fast jeder hatte sein Wort über die Ursa-
chen dieser Zunahme der Last für jeden
Haushalter und über die Mittel, durch
welche sie wenigstens in etwas erleichtert
werden könnte. Als die Reihe an ihn kam,
machte er uns die Rechnung, wie viel nur
in unserer Stadt erspart werden könnte,

wenn jedermann des Morgens eine Stunde
früher aufstehen, und dafür Abends um
so viel eher wieder zu Bette gehen wollte.

Er rechnet hier 15,000 Einwohner
und von diesen höchstens ein Drittheil ab
für solche, welche einen Theil des Jahrs
hindurch, Abends ohne Licht zu Bette ge-
hen und in einer andern Jahrszeit Mor-
gens bey Licht oder doch gleich mit dem
Tag aufstehen; bleiben wenigstens 10,000
die auch im höchsten Sommer, selbst bey
den kürzesten Nächten des Abends eine
Stunde oder länger Licht verbrennen, das
sie ersparen könnten, wenn sie sobald es
finster wird, sich zur Ruh begeben wollten,
wofür sie dann wenigstens um so viel frü-
her aufstehen und das Licht der Sonne der
genießen würden, das sie jetzt sogar im
Winter bey den kürzesten Tagen verschla-
fen. Alle diese 10,000 brennen hie mit
Jahr aus Jahr ein eine Stunde lang un-
nöthiger Weise Licht, indem sie eben so viel
Zeit von dem Tag dagegen verlieren. Rechne
man nun auf jede Person für jede Stunde
einen Rappen für Licht, so thun das
3,650,000 Rappen, oder sechs und dreißig
tausend fünfhundert Franken.

Die Stärke dieser Summe erweckte
Einwendungen. Man bemerkte daß doch
nicht jede Person ihr eigenes Licht habe,
daß noch viele Personen, im Winter mit
dem Tage oder früher aufstehen u. s. w.
Aber Gevatter H. behauptete, daß es der
lehtern auch unter Diensten und Hand-
werker immer weniger gebe und weil ein
Drittheil der Bevölkerung für solche abge-
rechnet sey, so bleiben die übrigen 10,000
Lichtverschwender mehr als vollzählig, ja
ein Rappen auf die Stunde für jede Per-
son sey eher zu wenig als zu viel, da ja

mancher den größten Theil des Winters durch nur für sich allein eine Kerze oder mehr, also wenigstens alle Stunde für einen Bogen, und vielleicht in manchem Abend für einen Franken Licht verbrachte, und ja das, was in Hausgängen, Küchen, Lanternen, u. s. w. oft höchst verschwenderisch aufgehe, auch in Anschlag gebracht werden müsse.

Jetzt nahm auch Better Doktor das Wort, der bisher zu allem geschwiegen, aber nun noch befügte, daß eine solche naturgemäße Lebensart, wie er sich ausdrückte, noch den größten Vortheil dadurch bringen müßte, daß die Leute dabei weit gesünder seyn würden, weil Gott den Tag zur Arbeit und die Nacht zur Ruhe bestimmt habe, daher die meisten Menschen des Abends in eine Art von mehr oder weniger starkem Fieber gerathen und hingegen des Morgens weit heiterer, munterer und zur Arbeit fähiger wären, weswegen auch die Erfahrung allgemein sey, daß der Schlaf vor Mitternacht viel besser erquicke als gegen den Morgen hinaus, ja daß die Dünste von verbrannten Lichtern, besonders von Kerzen, unter welche da sie so wie alle Dinge, so wie theurer, auch immer schlechter werden, mancherley der Gesundheit nachtheiliger Quark gemischt wird, und man sich weit besser in einem Schlafgemach erholen würde in welchem sich weniger oder keine solcher Dünste befänden. Als jetzt noch ein patrizischer Rechner vorzählte, wie viel Geld für fremde Lichtmaterialien aus dem Lande gehe, faßten wir den vaterländischen Entschluß, das Exempel einer häuslichen, gesunden und naturgemäßen Lebensart zu geben und von nun an die Stunde des Nachtessens und Schlafengehens früher anzusehen.

Außer es gab besonders bey dem schönen Geschlechte saure Gesichter. Der Abend hieß es, sey die Zeit des Vergnügens, und für die Arbeit, welche man zu verrichten habe, sey der Tag ja lange genug, ohne ihn so frühe anzufangen. Am entscheidendsten aber fiel der Ausspruch der Köchin: es gehe durchaus nicht an, weil ja die Küher mit der Midlen erst bey hellem Tag ankommen; und ehe man seinen Caffeé getrunken, sey man nur ein halber Mensch und zu jeder Arbeit untauglich.

Mittel für das Kopfweh.

Ein Engländer schoss sich tod. Auf der Pistole standen die Worte geschrieben: „Dies ist das beste Mittel fürs Kopfweh.“

Das neumodische Gloschli.

Eine Bäuerin gieng vor einem Kramladen vorbei, wo verschiedene Shawls her aus hingen. Sie fragte den Kaufmann: „wie thüür gät'er d'Ell vo dem Fürtüzig?“ Der Kaufmann konnte vor Lachen nicht gleich antworten, sagte endlich daß dieses nicht Zeug zu Fürtücher wäre. „He, was ist es de?“ fragte die Bäuerin: „Das sind Halstücher, sagte der Kaufmann, das Stück kostet Liv. 20 oder 5 Neuthaler.“ „O schief! sagte die Bäuerin, wes nit so thüür wä, su weti eie näh, es gäh es stifs Gloschli.“

Etwas zum Lob der alten Zeiten.

Zu Aix in Frankreich, war im Jahr 1664 ein gelehrter Mann. Dieser hatte

die Erfahrung gemacht, daß wenn man eine Geige oder Zitter spielt, eine andere wenn sie vollkommen gleich gestimmt ist, auch tönt, obschon sie nicht gespielt wird. Nun hatte er ein Skelet: (das ist ein menschliches Knochengebäude) dieses stellte er mitten in die Stube, und gab ihm eine Zitter in die Hände. Er selber saß zum Fenster und sang an, wenn die Luft schön still und hell war, auf einer Zitter zu spielen, welche vollkommen gleich gestimmt war, wie diejenige, welche das Skelet in Händen hatte. Dann aber tönte die Zitter an dem Knochenmann ganz deutlich; die Anwesenden meinten das Todtengerisp spiele auch auf der Zitter. Der Künstler wurde als ein Zauberer verflagt, aufgehängt und samt seinem Skelet verbrannt. O du gute, glückliche, alte Zeit! Da wurden noch Hexen verbrannt, und Zauberer gefoltert! Da erschien der Teufel noch selber oder wenigstens ein — Geißbock! Da konnte man noch die bösen Kinder mit dem Böltzmann zu fürchten machen; da bedeutete ein Comet noch Krieg und Pestilenz, und die schreyenden Wiggel den Tod. Jetzt glauben bald die Menschen an keine Hexen und Gespenster mehr, und fürchten sich vor keiner schwarzen Kaze, und keinem trübsüchtigen Weibe. So jammerte meine Großmutter. Und ich gieng zur Thüre hinaus, und als es meine Großmutter nicht mehr hören konnte, sagte ich laut: Gott Lob und Dank daß jene Zeiten vorüber sind. Das sollte die Großmutter nicht hören, denn sie hat mich lieb, und als ich ein Kind war hat sie mich oft Nachts in der Stube herum getragen, und nicht geschlafen, und für mich gesor-

get, und geweint und gebetet. Warum sollte ich sie denn jetzt böß machen? Wenn sie mahl dort ist wo die alten Zeiten auch sind, in der Ewigkeit, so wird sie's schon besser begreifen.

Künstler-Probe.

Ein Gelehrter erzählt unter anderm: daß ein alter Mann in vergangenen Zeiten vor seinem Ende seine drey Söhne zu sich berufen habe, damit jeder von ihnen ihm einen Beweis von den Fortschritten geben sollte, die er in seiner Kunst gemacht hätte. Der erste Sohn war ein Barbier, der zweite ein Hufschmid und der dritte ein Fechtmeister. Als alle drey in frehem Felde mit ihrem Vater zusammengetroffen waren, und sich einander sämtlich begrüßt hatten, kam sogleich die Rede auf ihre Geschicklichkeit. In dem Augenblicke lief ein Hase vorüber; geschwind zog der Barbier sein Scheermesser hervor, rannte dem Hasen nach, und rasirte ihm im Laufen den Bart rein ab. „Bravo!“ rief der Vater. Indem kam ein Reiter daher gesprengt. Das Pferd des Reiters stieß mit dem einen Hinterfuße an einen Stein, und verlor das Hufeisen. Der Hufschmid eilte mit dem Hufeisen und seinem Hammer dem Reiter nach, und beschlug das Pferd, während es immer fort galoppierte. Der Verfall, den der junge Schmid einrindete, verdunkelte fast den Ruhm des Barbiers, als plötzlich ein heftiger Regen die Gesellschaft überfiel. Alle wurden durchnäßt, außer der junge Fechtmeister. Dieser zog, als es zu regnen anfieng, sogleich seinen Degen, und parirte mit solcher Geschicklichkeit die Tropfen aus, daß ihn auch nicht

ein einziger benehete. Der alte Mann war mit den Proben, welche seine drey Söhne abgelegt hatten, vollkommen zufrieden.

Der Sterndeuter.

Ein Sterndeuter mußte, da er zum Galgen geführt ward, den Vorwurf anhören, daß er sein eigen Schicksal nicht hätte voraussehen können. Er antwortete aber: „Ich habe mir drey mal die Nativität gestellt, und jedesmal gesehen, daß ich einst über andre erhoben werden soll, und die ganze Welt unter meinen Füßen sehen würde.“

Die Gewohnheit.

Der Schulmeister fand vor dem Pfarrhause ein Stücklein beschriebenes Papier, und las: „c-o-n-s-u-e;“ das geht nicht! Herr Pfarrer, das ist glaub ich Latein! leset mir doch das!“ und der Pfarrer las: consuetudo est altera natura, das heißt: die Gewohnheit wird dem Menschen zur andern Natur. „Ja, das ist wahr, Herr Pfarrer.“ Ich will Euch ein Exempel erzählen. „Ich saß einmal im Wirthshause zu Seedorf; da erzählte ein Mann wie er sich in frühern Jahren bald das Brandenweintrinken angewöhnt hatte, und dazu fluchte er gar schrecklich: es ist beim + alles nur eine Gewohnheit, und ++ hätte ich nicht den + Schlüssel von dem + Brandwein-Schäftli weggeworfen, ich wäre ++ versoffen worden. Es ist darum alles nur eine Gewohnheit. Da dachte ich! hm! denn Fluchen ist auch nur eine Gewohnheit, und noch dazu eine häßliche und

sündliche, die du eben so wohl hättest ablegen sollen als Brandweintrinken.“ Und der Pfarrer gab dem Schulmeister gar recht; und als die Buben in der Schule einmal Lärm machten, da rief der Schulmeister: „still! still! aber es ist mit euch wie der Lateiner sagt: kum schwäg du Tod dätisch traldera du nar.“

Der unglückliche Name.

Ein gewisser Magister, Doktor oder Professor Biered, in Dresden, hatte sich eine Reise nach Berlin vorgenommen, und bestimmte den Tag dazu in einer Gesellschaft, wo sich drey Studenten befanden, die längst darauf bedacht gewesen waren, ihm einen Poffen zu spielen.

„Biered, sagte der eine, 's ist doch der lächerlichste Name von der Welt! Ich begreiffe nicht, wie man Biered heißen kann oder darf?“

„Das sagt ein Narr!“ rief der Magister. „Das sagt die ganze Welt!“ riefen alle drey Studenten. „Was wetten wir Herr Magister, daß Sie ohnmöglich mit diesem Name durchs Berliner-Thor kommen?“

„Ein Päckchen Dufaten!“

„Topp! Sie sind Zeugen meine Herren! Aber Sie müssen mir es nicht übel nehmen, daß ich hinternach reise, um in den Wachtprotokollen zu untersuchen, ob Sie auch den rechten Namen angegeben haben.“

„Natürlich!“ Der Herr Magister, der bisher durch die Welt mit seinem Biered, gut durchgeschlichen war, glaubte, bereits das Päckchen Dufaten im Sack zu haben.

Aber, mit drey Studenten und einem vier-
edigen Namen läßt sich nicht spassen.

An dem festgesetzten Tage redeten die
Possenspieler mit einander ihren Plan ab.

Vor Sonnenaufgang fuhr der erste nach
Berlin, dem Coburger-Thore herein.

„Ihr Name, Herr?“ „Eined!“ —

„Gut, fahrt zu!“ Gleich nach ihm der
Zweite: „Ihr Name?“ „Zweyed!“ —

„Zweyed! kurtloser Name! — Passier!

Zuletzt langte auch der dritte an. Die
nehmliche Frage. „Dreyed“ war die

Antwort. „Was? Dreyed? Hat der Herr
mich zum Besten?“ „Wie so? Dreyed?

Ja so heiße ich, mein Freund.“ Er zeigte
ihm hierauf Briefcouverte mit: Dreyeck,

Marchand très renommé &c. Hm!
fährt zum Teufel!

Endlich kam mein Herr Magister. —

„Ihr Name, Herr?“ „Ich heiße Biered!“

„Teufel! Schwernothöcker! wart! Gefreu-
ter! ruft den Herrn Lieutenant, der soll
Euch bevieren!“

Der arme Magister verlor Nase, Mund,
Stimme, und Sprache; wurde in die
Wache gesetzt, und saß da, ich weiß nicht
wie lange, bis es den Studenten gefiel,
gegen die Bezahlung seiner unvorsichtigen
Wette Anstalten zu treffen ihn wieder aus-
zulösen.

Der Schneider.

Einem Schneider träumte, als wenn er
ein großes Tuch gesehen, welches von allen
seinen gestohlenen Stücken zusammengesetzt,
und wie er von dem Engel mit einer eiser-
nen Keule geprügelt war. Er ließ sich
also von seinem Jungen stets an das Tuch
erinnern, wenn er zuschnitt. Als er es

nun einst bey einem Stück reichen Zeug
that, und der Schneider großen Appetit
dazu hatte, sagte er: „es war kein solch
Zeug bey dem Tuch, als dieß ist, deshalb
muß es noch dazu.“

Die Welt will ja betrogen seyn, drum
werde sie betrogen.

Übermal ein Sprüchlein von dem alle
großen und kleinen Schelmen Gebrauch
machen; es ist aber beydes nicht recht,
und wäre recht gut wenn die Narren klü-
ger und die Schurken ehrlicher würden,
als die waren, von denen ich jetzt erzäh-
len will.

Ein Narr also, — das heißt, ein un-
verständiger Mensch der nicht gescheld wer-
den will, — ein Narr geht zu zweyen
Schurken, die mit Schatzgraben und Teu-
felbannen sich abgeben, und fragt: „ob
sie ihm nicht durch ihre Künste Geld ver-
schaffen könnten?“ Hm! der will betro-
gen seyn, dachten sie, nun so werde er
betrogen. — „Ja frehlich! du sollst immer
doppelt so viel haben als du einsetzt!“
Er geht also heim, ruht nicht bis er zwanzig
Duplonen beisammen hat, und nun
sucht er seine Leute wieder auf. Jetzt geht
das Bockspiel an. Nachts zwischen elf
und zwölf Uhr geht der eine mit ihm ins
Tenn, macht seinen Zauberkreis, zündet
drey Lichter an, stellt die 20 Duplonen in
einen Hafen neben die Lichter in den Kreis,
brummt seine Danksprüche, vor denen keine
Maus in der Scheune sich fürchtet, und
fragt nun den Teufel ob er da sey? Ja!
ruft eine Stimme oben vom Soller herab.
„Wie viel Geld bringst du?“ „Zweymal
so viel als ihr einsetzt.“ „So komm und

bringe 40 Duplonen“ — und siehe! der gehorsame Teufel steigt an dem Sollerseile herab. Der Geisterbanner flieht, der Narr flieht auch. Der Teufel findet niemand der Geld will; er nimmt also die 20 Duplonen im Hafen, löscht die Lichter und theilt nachher mit lachendem Munde den Fund mit seinem Bruder Geisterbanner. — Ja! so ist's. Solche Teufel giebt's freylich viele, daß wenn man sie alle thun wollte wohin sie gehören, das Schallenwerk zu klein wäre.

Aber! Aber!

Der Krug geht zum Brunnen bis er bricht. Ja drum sollte er aber auch nicht hingehn. Es hört ein Mann von diesen Tausendkünstlern reden, geht hin, und auch ihm versprechen sie Geld so viel er will. Er geht dahin wo man ihn führt, zu einer Brunnhöhle. Hierin saß nun der Tüterdüü, und antwortete gehorsam. „Höre, sagte mein Mann, laß doch den Teufel ein bißchen herauskommen. Ich habe ihn mein Lebtag noch nie gesehn, und wäre doch kurios ihn von Angesicht kennen zu lernen.“ Aber der Geisterbanner bekreuzt und besegnet sich, und will nichts davon hören. So kriecht mein Mann selbst hinein, packt den leidigen bey'm Kopfe, reißt ihn ans Tageslicht, klopft ihm seine Schelmenhaut Verb aus und sagt: „wenn ihr Spitzbuben euer Handwerk nicht lasset, so werde ich euch der Obrigkeit anzeigen und ihr müßt braun ne Röcke anziehen! — und — gerne wollte ich daß man keine solche Streiche mehr hören müßte.“

Jagd des Wallrosses an den Eisküsten der alten Welt.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Es gewährt ein merkwürdiges Schauspiel, den kleinen Menschen von etwa anderthalbhundert Pfunden Gewicht, ungeheure Thiere von vielen tausend Pfunden anfallen und glücklich bekämpfen zu sehen. Allein man bedenke dabey noch, daß bey diesem erstaunlichen Unterschiede von Masse und individueller Stärke, der Mensch jene Kolossen gar in ihrem eigenen Elemente angreift, während daß er daneben auf einem von ihm leicht zu zertrümmernden Rahne daher schwimmt und zugleich den Wellen und dem Winde Troß bietet.

Schon dies zusammen müßte Bewunderung erregen, geschehe es selbst nur im offenen freyen Meere. Wenn man sich aber der Gefahren erinnert, die jene zertrümmerte Eiskontinente für den Unternehmer erzeugen, dann staunt man nicht weniger über die Kühnheit des Menschen, als über seine Talente und über seine Sucht nach Gewinn.

Zu diesen gefährvollen Unternehmungen gehört auch die Jagd des Wallrosses, eines oft achtzehn Fuß großen Seethiers, das sich vornehmlich an den Eisküsten des nördlichen Asiens aufhält. Bey vieler äußerordentlichen Aehnlichkeit mit dem bekannten Seehund (Phoca L.) unterscheidet es sich dennoch sehr davon. Das Wallroß hat nemlich große Schneidezähne, welche der Seehund nicht hat. Diese ragen bey einer nach unten gerichteten bogenförmigen Krümmung oft 20 Zoll aus der Kinnlade hervor, und haben 8 im Umfange, und über-
treffen



treffen an Festigkeit und Feinheit des Gewebes das Elfenbein; auch genießt dieses Thier nicht so sehr, wie jenes, thierische Nahrung. Zwar nährt es sich häufig von Schaalthieren, welche es mit den grossen Hautzähnen von den Felsen und dem Meergrunde losreißt; allein es frisst zugleich den Seetang in grosser Menge. Man trifft diese Thiere gewöhnlich in grossen Gesellschaften an. Sie liegen auf und zwischen dem Eise und Eisfeldern mehrere Hunderte zusammen, oft eines über das andere, und brüllen sehr heftig. Hierdurch zeigen sie den Seefahrern zu Nacht gleichfalls die Nähe des Eises an. Cook machte die Bemerkung, daß diese Thiere stets eines der ihrigen zur Wache aufstellten, welches dann so fort durch sein Gebrüll die ganze Colonie von der Annäherung der Böte benachrichtigte. Es sind träge Fettklumpen, die nur durch die Wunden von Schießgewehr zur Flucht gezwungen werden. Sie zeigen sich mehr wie dumme, als gefährliche Thiere. Zwar folgen sie den Bötten, aus welchen sie angegriffen werden, allein ein einziger wiederholter Schuss treibt sie zurück. Nur die mütterliche Liebe giebt ihnen Muth. Sie vertheidigen ihre Jungen mit grosser Hartnäckigkeit; auch verläßt das Junge selbst die todte Mutter nicht, und kommt daher gewöhnlich gleichfalls um. Cook und seine Seeleute lebten einige Zeit von dem Fleische der Wallrosse; sie fanden es, wenn gleich nicht sehr schmackhaft, dennoch eßbarer als ihr verjährtes Bockelfleisch.

Man erhält oft eine Tonne Thran von einem einzigen Wallrosse; die Zähne werden pfundweise so theuer bezahlt als Elfenbein, von den Kleinen galt das Pfund etwa 3 von den grössern 5 und mehr Gul-

den. Die Haut, welche oft 400 Pfund wiegt, liefert treffliches Riemenwerk. — Zorgdrager schlug bereits zu seiner Zeit (1725) den Betrag eines gewöhnlichen Thieres zu 36 Gulden an, dieser Preis konnte aber schon damals auf 70 Gulden steigen; wie viel höher seit neunzig Jahren, da der Verbrauch seiner Produkte so erstaunlich gewachsen ist!

An diesen Thierarten, und wahrscheinlich an mehreren Seethieren, hat dann die Natur ihre Weisheit auf eine uns bis dahin nicht genau bekannte Art durch eine treffliche Vorrichtung geoffenbart.

Man wußte bereits, und neuerlich hat Herr Albers dies genauer bestimmt, daß das Wallroß die besondere Einrichtung hat, den Augapfel tief in den Kopf zurück zu ziehen. Dem philosophischen Messer des Hofrath Blumenbach verdankt man es aber diese Entdeckung bey den Seehunden zuerst in ein helleres Licht gesetzt zu sehen. Er zeigte nemlich, daß die Natur diese Thiere mit außerordentlichen starken Augenmuskeln ausgerüstet hat. Vermöge der Kraft derselben, können sie den Augapfel zurück bringen, wodurch sie dann dessen Hintergrund etwas flacher machen, und also der Kristallinse nähern. Läßt hingegen dieser Druck wiederum nach, so nimmt diese Entfernung von neuem zu. Auf die Weise wird das Auge geschift, je nachdem die von einander so sehr verschiedene Dichtigkeiten des Wassers und der Luft und hiernach ihre verschiedene Brechbarkeit es erfordern, in beiden Flüssigkeiten gleich scharf zu sehen. Die durchsichtige Hornhaut ist hier nemlich dünn und nachgebend, die weisse harte Haut hingegen im Hintergrunde, und da, wo sie an die Hornhaut antritt, dick und

knorpelartig, ihr mittlerer Gürtel aber
dunn und geschmeidig. Daher erlaubte sie
diese Veränderung der Aße und nun sieht
das Thier, gerade wie bey einer aus- und
einzuschiebenden Voranette, bald weit, bald
fern, je nachdem die Lichtabrechnung des
umgebenden Wassers oder der Luft es erfor-
dert. Freylich hat das Auge des Men-
schen und anderer Thiere diese Eigenschaft
in einem geringern Grade, um für weite
oder nahe Gegenstände zu dienen. Allein
wie weise ward nicht hier diese Fähigkeit
so sehr durch die Nachgiebigkeit der harten
Hornhaut erhöht! Wie herrlich, wie
berechnet treffen in jedem Gebiete der
Schöpfung, in den Tiefen des Meeres und
den Höhen der Atmosphäre Mittel und
Zweck mit einander zusammen!

So wichtig nun auch die Vortheile
waren, welche der Handelsgeist der Euro-
päer aus den hier angezeigten Seethieren
ziehen weiß, so gewähren sie indeß einen
noch weit bedeutendern Vortheil für das
Menschengeschlecht.

Diese großen und kleinern Seethiere
ernähren, kleiden, erhalten und erleuch-
ten nemlich die Bewohner der Eiszone.
Das Fleisch und das Del der Seehunde
und ein Theil des Walrosses sind aber eine
der Hauptnahrungen des Polarmenschen.
Der Grönländer verdankt diesen Thieren
größtentheils seine ganze Kleidung, ja so
gar die Bedeckung seiner Hütte, seines
Gezeßts und seines Fahrzeugs. Auch ver-
fertigt er aus den zusammenge nähten Ge-
birmen, Segel, Vorhänge und sogar
Fenster und Hemden. Die Esquimaux
bedienen sich zu den letzteren der zubereite-
ten Harnblasen des Thieres. Die harten
Knochen werden statt des Eisens in Werk-

zeuge verwandelt, die Sehnen in Zwirn.
Das stärkere Walross-Fell liefert den Kor-
den und Eleutoren selbst Netze zum Fang
kleinerer Wallfische; die Zähne Harpune
für die Esquimaux, und die meisten Theile
des Fleisches und der Eingeweide werden
von mehreren Nationen gegessen.

So gehts jetzt halt in der Welt.

Irgendwo wurde einmal ein neuer
Schulmeister gemacht. Der war nun un-
flug genug und machte seinen Vorfahr lä-
cherlich vor den Kindern, und sah diesen
durch die Finger, und ließ sie machen was
sie wollten, damit er auch machen könne
was er wolle. So gabs am Ende ein
Unwesen ohne gleichen. Die Kinder ver-
kauften ihre Schreibzeuge und Schulbücher
und kauften dafür Lebkuchen, und weil sie
über den alten Schulmeister maulen durften,
so maulten sie auch über den neuen. Am
Ende wards doch zu arg, die Eltern sahen,
daß das so nicht gehen konnte, setzten den
Schulmeister ab, und nahmen des alten
Bruder. Der wollte nun Ordnung ma-
chen, aber die ungezogenen Kinder brauch-
ten das Maul, und war ihnen alles nicht
recht. Konnte er nicht gleich alle alte Un-
ordnung abschaffen, so hieß er ein schlechter
Schulmeister, strafte er einen unverschäm-
ten Buben ab, so hieß er ein Tyrann,
wollte er sie zu folgen machen, so hieß es:
„ha wir sind so gut wie er“ und kurz
und gut, das maulen und raisonen und
tadeln und klagen ist den Kindern so ange-
wachsen, daß sie nicht davon lassen können.
Nicht wahr es geht auch ausser der Schule
nicht besser?

Der fehlgeschlagene Streich.

Der Churli wot es Geißli steche,
Leits ufe Schrage wies der Bruch;
Wot mit dem Hammer ds'Gnickli breche,
Und trift so selber ufe Buuch.
Er salt es thū ihm schröckli weh,
Luegt ume, g'seht leis Geißli meh.

Der Meister chunt ne cho ge frage,
Was I. . . hest de aber gmacht,
Er luegt, u g'seht nit ufem Schrage
U g'hört wie alles grüßli lacht.
G'hörst Churt, gieb mer jeze b'scheid,
Ach Meister, s'ist mer schröckli leid.

I ha se nit recht zäme bunde,
Ha gmaint so halg so grad gli still;
Wo ni zieh uf, so ist sie dunde,
Der I. . . suchse wenn er will.
Du Senkers Geiß, me=e=e=e,
Wie thut mer doch mis Bät so weh.

Ach Meister, suchet doch, i bitti,
I selber ma nit nache cho;
I glaub so sigt a der Schüttli,
Thund doch der Rinnggi nache lo.
Me goht findt s'Geißli ganz elät,
O je, wie weh thut mir mis Bät.

Wenn du am Morge früh wost schlachte,
So gang am Abe zittli hat;
Und thu nit duße n'übernachte,
So schloßst di an nit meh ufs Bät.
Nimm alles geng chli ordli für,
Denn schloßst au nümme nebe für.

Aus einer Elgelisten-Chronik.

Diese, zwar nicht weitläufige Chronik
ist ganz in meinen Händen. Da aber wie
begreiflich vieles darin ist, das nur den
Schreiber selbst, nicht aber die Leser des
blutenden Boten angeht, so gebe ich nur
einen Auszug.

Oben dran steht mit grossen Buchstaben
geschrieben: Aller Anfang hat ein
Ende; und dann folgen die mancherley
Artikel ohne Absay. Ich bessere nur hier
und da die Schreibart.

Im Anno 1795. Jahr haben hier die
Blatern stark geregiet, und sind viel Kind
daran gestorben, so daß ich ein gut Jahr
gehabt mit vergraben. Aber der Schrei-
ber hat sein Kind inokuliren lassen (ihm
die Blatern einpfropfen lassen) das heißt
Gott versucht! Item im Heuet ist mir ein
groß Unglück zugestossen, daß meine muße
Geiß verdorben ist: war jammerschad
daraus. Item am Herbstmārit ist der alt
Durs gestorben und vergrabt worden,
weil er zu viel getrunken hat. Aber er
ist darum geng durstig gsy. Seine Frau
hat mir noch ein Maasß Wein und 5 bh.
Trinkgeld drüber ein geben.

Grad vor Wienacht ist der lahm Benz/
der Hästlmacher, auf dem Eis gefallen,
und hat sein anders Bein auch noch gebro-
chen und viel Schmerzen gelitten oben in
der Höhlen; und da ist der from Weber
eben vorbeigange in seine Versammlung
und hat ihn ligen lassen, und hat ihn
nicht der Haschierer in ein Haus geschleift,
so war er verfroren.

Im Anno 1796. Im Austtg haben wir
einen neuen Predigant bekommen, ein
junger Her, der alles neu macht und mir

nüt folgen und losen will: Item in der Schul sollen die Buben lehren schreiben und rechnen, und nur ein Mensch in das gleich Grab geleit und grad zudeckt werden, und hat nune Wendel und seine Schuringge. Im Heuet ist er gestraft und sein Heu übel beregnet worden.

Im Augste het Mathys im Chrumme, der rich Buresuhn Hochzeit gehalten mit der alte lahme Weissel Käte. Hat so nit viel Geld, so hätti no lang eine alte lahme Witwe chöane blybe.

Im Wymonat ist Hans uf dem Chnubel Chorrichter worde. Der Ghzund hat mir kels Trinkgeld geben, wo ich ihm's gesagt hab, der schickt sich nüt zu ein Chorrichter.

Der 25. Jgast ist Thürlü Benz gächlingen gestorben; und an der Ncht hat seine Jungfrau viel fester gebrügget weder sein Weib, so daß sich all Lüt verwundert haben, weder ich und der Predikant nit.

Im Winter hat der Her gar mit mir balget, daß ich die Kirche unflässig wüschte: er het's aber erfahren, daß ihm darnach am Suntig vor der Predig eine Fledermaus oben am Kanzel gehanget ist.

Am Suntig drauf het der arm Tauner Niggt lassen ein Bub tauffen, und der Amme ist Gditi gewesen, und het gar schöne Geschenk geben. Aber er kann saust! er weis wohl warum und Niggt's Frau auch.

Die Weg-Elis ist auch gestorbe: sie hätt 70 Jahr lang geng gern ein Mann gehabt und keinen bekommen, und hat sich geng aufgemüht, un am Suntig gegen der Vorlaube gelächlet, und doch keine erwünscht, und vor Verdruß drüber g'storbe.

Hansen Christen het uns Newjahr des

Benzen Cätell gehüratbet. Ich denck er heigi o sör Lebtig gnueg dra.

Im 1797. im Jenner ist der Guggeli Peter gestorbe und vergrabt worde. Der Predikant braucht jez keine Maletschloß an s's Holzhaus zu thun, seine Bedelen bleiben wohl sicher.

Der ander Tag darnach ist die Matten Els auch gestorben. Ich möcht nicht mit ihr dahin fahren; denn ihre schwarze Kack hat schier nicht vom Todtenbaum weg wollen, und geng g'mauet. Und an der Fasnacht ist der alt Schärer gestorben, und ist mir leid um ihn. Die Bauren haben sonst wollen den Todtentilchhof vergrößern, aber der Statthalter meynt es selig jetzt nimme nöthig! — Es ist mir übel gange! — und so weiters.

Züge aus dem Leben.

Ein Knabe stand immer spät auf; sein Vater der ihn fleißiger machen wollte, sagte einst zu ihm: „Mein Sohn, du kennst den Werth und die Vortheile des Fleißes nicht. Ein fleißiger Mensch, der frühe aufgestanden war, fand einen Beutel voll Louisd'or auf dem Wege.“ „Aber mein Vater, fiel ihm der Knabe in die Rede: der, so den Beutel verloren hatte, war doch wohl noch früher aufgestanden.“ Man muß Kindern keine Argumente vorlegen, die sie wieder uns gebrauchen können.

Einer sagte: Adam habe weder aus Ehrgeiz, noch dem Weibe zu Gefallen, noch aus eigner Neugier in den Apfel gebissen, sondern weil er kein Messer gehabt; hätte er wohl drein beißen müssen.

Eines Fleischers Sohn hatte sich adeln lassen, und that gegen einen alten Edelmann sehr groß damit. Dieser fragte ihn was sein Wappen sey? Als er nun sagte: eine brennende Fackel; so antwortete der Edelmann: „Mein es bedeutet einen umgekehrten Ruchschwanz.“

Ein Mann der seine Frau verloren, fürchtete sich sehr vor dem Leidklagen, und ließ den Kutscher seine Person vorstellen. Dieser hatte sich so eingehüllt, daß man nichts als die Augen sah, und weinte und schluchzete beständig. Ein vertrauter Freund des Manns, trat etwas näher als die andern, und erschöpfte sich mit Trostgründen; dieser antwortete nur mit Seufzen. Endlich konnte er nicht länger an sich halten, sondern sagte: „Mein Herr! ich bin nur der Kutscher ihres Freundes.“ Der andre veränderte sogleich den Ton, und fragte alsobald: „Was gilt der Haber?“

Von einem Bußlichen ward gesagt: er sey stärker als Simson, dieser habe nur ein Stadthor getragen, er aber trüge einen ganzen Berg.

Ein Dorfschulmeister leitete den Nahmen des Propheten Jonas daher, weil er ja naß geworden, als er ins Meer geworfen ward.

Als Hobbes in England sterben sollte, rief er aus: „Welch einen großen Sprung werde ich ins Dunkle thun!“

Ein Dieb bekannte auf der Folter alles, und wenn er herunter war, läugnete er wieder. Als man ihn nun fragte, warum er das thäte, weil er doch wisse daß die Tortur wiederholt würde, so antwortete er: „Ich will viel lieber zehnmal an den Armen, als einmal am Halse aufgezogen seyn.“

Eine Kaze fiel in einen Kübel Bier, und versprach den Ratten alte Sicherheit wenn sie ihr heraus hülfsen. Sie hielt aber hernach ihr Wort nicht, sondern fraß sie, und als ihr eine ihr Versprechen vorhielt, sagte sie: „Ich weiß nicht daß ich euch was versprochen habe, sollte es aber geschehen seyn, so habe ich getrunken gehabt.“

Der fehlgeschlagene Kiltgang.

In B. nahe bey C. lagen während einiger Zeit 2 Compagnien Kanonier in traulicher Freundschaft, da gabs zuweilen manches Späßchen; von diesen eine kleine Probe. J. der mehr verliebt als wichtig war, mußte oft zur Zielscheibe seiner gescheitern Kammeraden dienen. Schon lange war Babeli, die Magd in seinem Quartier, das Ziel seiner heissesten Wünsche gewesen, aber alles bitten und flehen des brünstigen Liebhabers war bisher vergebens. Eines Abends endlich versprach Babeli ihm zu entsprechen, freude-trunken eilte der glückliche Liebhaber im Nachtroß und Schlafmüde selbigen in den Keller nach, machte schon Vorbereitungen zum Sturm und glaubte die Schäferstunde

schlagen zu hören als Babel sich plötzlich seinen Liebhosungen entriß, zur Thür hinauseilte und selbige hinter sich verschloß, den unglücklichen Liebhaber im dunkeln Keller seinem Schicksal überließ; vergeblich schrie dieser dem entflohenen Babel bald mit leiser bald mit lauter Stimme nach, auch sein Gepolter während der Nacht wurde nicht gehört und so mußte der betrogene Liebhaber die Nacht anstatt mit Babel, im Keller mit den Ratten und Mäusen, in Betrachtungen über sein fehlgeschlagenes Abentheuer zubringen. Den folgenden Morgen aber wurde ihm die Thür dieß dunkeln Nachtquartiers von seinem Hauswirth eröffnet, von wo er den Auszug unter lautem Gelächter seiner Kammeraden halten mußte.

O weh! wer einem Weibe traut,
Der hat sein Glück auf Sand gebaut!

Missbrauch der Jagd, und daherige Folgen.

Gabriel M . . . sonst der Jäger-Gäbi genannt, ware von Jugend auf sitzsam, fleißig und brav, wie seine Eltern die ihn überhaupt zu allem Guten anhielten, und das Schneiderhandwerk erlernen ließen. Als er sich damit ein kleines Capitalchen angelegt hatte, nahm er sich ein braves Weib, das ihm gut wirthschaftete, und brav nähen half; die Kunden vermehrten sich dadurch, so daß Gabriel schon im ersten Jahr etwas mehr als gewöhnlich bey Seite legen konnte, besonders da keine Kinder die Ausgaben vermehrten.

So in glücklicher Zufriedenheit saßen einst beyde jungen Eheleute am Arbeits-

tisch, da kam Peter der Agent, der sie als ein naher Verwandter oft besuchte, und sagte: „Ihr arbeitet viel zu fleißig, besonders du Gabriel, das tägliche Sitzen ist der Gesundheit nachtheilig, darum siehst du so blaß aus, verlierst alle Kraft, und aus diesem Grunde werdet ihr auch schwerlich Kinder bekommen; für die nöthige Bewegung will ich schon Rath schaffen: Morgens gehe ich auf die Jagd, da ist lustige Gesellschaft, du mußt einmal mit Gabriel, da kannst du dir einmal eine Freude machen, für Gewehr, Pulver und Blei will ich schon sorgen.“

Gabriel fand sich zur bestimmten Zeit ein, und hatte das Glück auf der Jagd einen Haasen zu schießen; sogleich wurde er als ein guter Schütze auf die folgende Woche von der Gesellschaft wieder eingeladen, und so gieng es immer öfter, bis endlich Gabriel Hang zum Jagen verspürte, und so nach und nach zum leidenschaftlichen Jagd-Liebhaber wurde. Von nun an verminderten sich die Kunden, denn die Arbeit gerieth ins Stocken; das Geld sieng an zu fehlen, das ersparte ward bald abgelöst, und in den Wirthshäusern verzehrt, und endlich auch verspielt, da diese Lebensart ihn auch in schlechte Gesellschaft führte. So wurde nun der brave, fleißige Meister Gabriel der Schneider, zum liederlichsten Taugenichtse, und verwahrlosten Lumpen, auch seither nur der Jäger-Gäbi genannt. Als nun aus diesen Gründen seine Frau sich von ihm scheiden ließe, sank er immer tiefer hinab, und da er keine Jagdpatenten zu lösen vermochte, doch aber das Jagen nicht lassen konnte, so trieb er sein Wesen in verbotener Zeit, und an verbotenen Orten, wo er ertappt

und bestraft wurde. Statt der Besserung legte er sich am Ende auch nebenbey aufstehlen, wofür er nun seit zwey Jahren die Straffe lehren muß.

Dieses Exempel ist gar nicht selten; im Gegentheil ist die Jagd dem Landmann oder Handwerker immer vom größten Nachtheil; diese Belustigung ist gut für wohlhabende Leute, oder derjenige dem die Anwendung seiner Zeit seinen einzigen Broderwerb ausmacht, der unterlasse unter allen Umständen das Jagen, denn er verdirbt dadurch die eigentliche Jagd, und auch ganz gewiß — sich selber.

Der arme Trops; oder Fortuna in böser Laune.

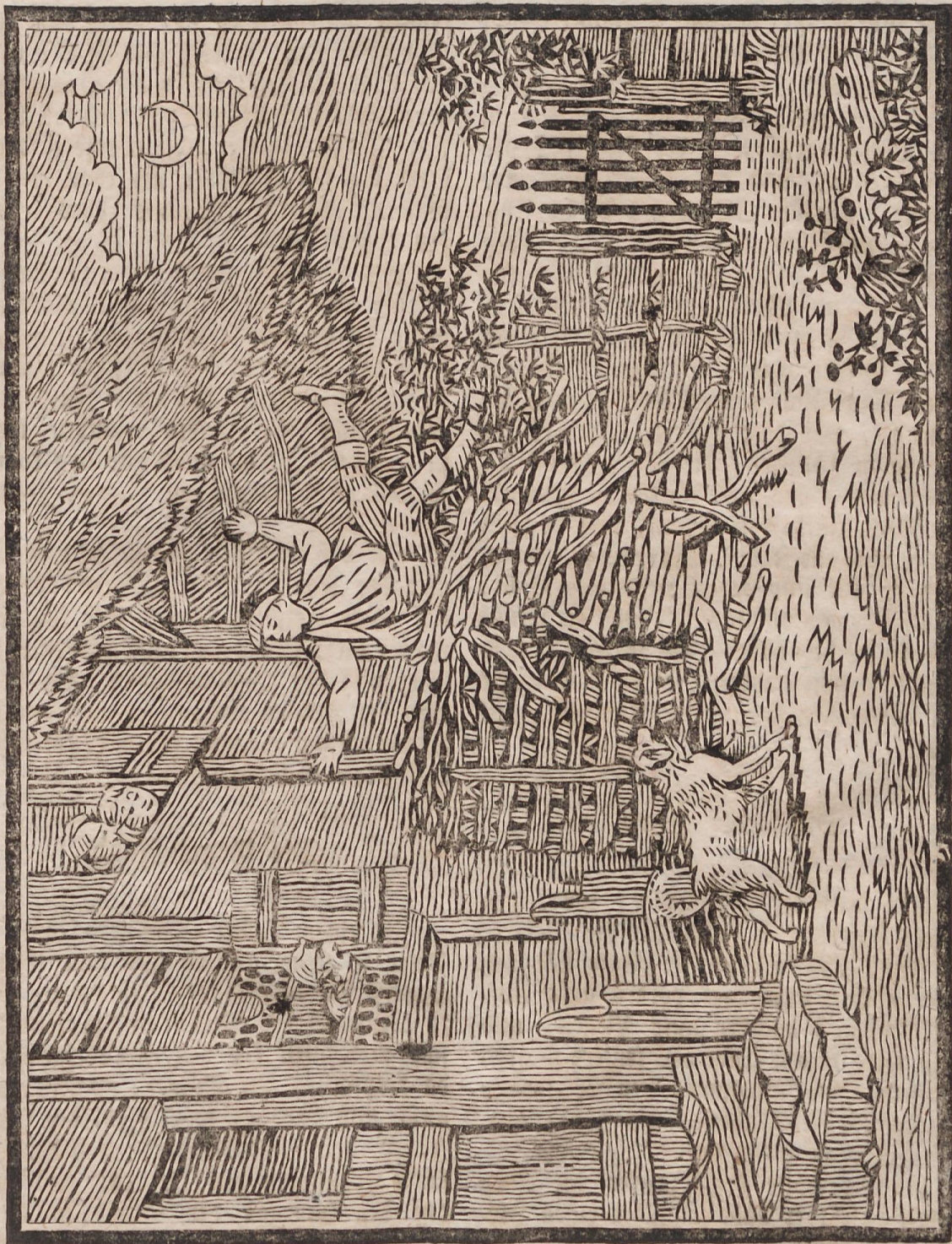
(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Ohne abergläubisch zu seyn, wird sicher jeder Erdenmensch gestehen müssen, daß eine Art Mißgeschick ihn manchmal ganze Tage, Wochen oder Zeiten hartnäckig zu verfolgen pflegt, wo alles was er unternimmt, krumm und lahm geht. Dief geschieht gewöhnlich, wenn Madam Fortuna schmolzt.

So ergieng es auch dem guten Christli am Samstag Abends den 30. Heumonats 1814 am sogenannten Jakobea-Tag. Sein Schatzchen wohnte in einem andern Dorfe anderthalb Stunden von dem seinigen entfernt; aber der Liebe ist diese Entfernung nur ein Spas, und Christli wars schon seit Jahr und Tag gewohnt, die nächtlichen Samstag-Stunden von 10 bis 12 Uhr bey seinem Babeli zuzubringen. Aber diesmal ward ihm dieser Gang doch gar zu sauer, denn kaum war er eine Viertelstunde

welt, so fand er, daß er seine Tabackspfeife vergessen; er lehrte zurück sie zu holen, und eine halbe Stunde war nun schon dahin. Da trabt er nun lustig im Mondenschein vorwärts, trällerel, jauchzend, und sein Pfeifchen schmauchend. Auf einmal wird sein Marsch gehemmt, er stolpert, stürzelt, und krach! da liegt er der Länge nach am Boden. „Dass di der Täfel u sis Mütti!“ murmelte Christli, stand wieder auf, und sah queer über den Weg einen vollen Sack liegen, über den er eben gefallen war; sein Inhalt bestand aus zusammengelesenen Lumpen, vermuthlich einem Lumpensammler zugehörend; Christli schmiß ihn bey dieser Entdeckung brummend über den Zaun, und schritt böse weiter, denn er fühlte sein Schinnbein geschürft, und bey dem Spas gleng wieder eine Viertelstunde verloren, doch langte er glücklich bey der Allment an, wo im nahen Dorfe sein Liebchen seiner harren soll. Aber am Thürli steht der Muni gleichsam als Schildwache. Christli schwingt den Stock, aber der Muni nicht blöde stellt sich gerade vor ihn hin, ihm die Hörner präsentierend, so daß der Liebesritter gezwungen ist, den Kebr um die ganze Allment zu machen, und er hatte das Dorf noch nicht erreicht, als die Kirch-Uhr die zwölfte Stunde schlug. Jetzt langte er vor der Schatzchen-Wohnung an, steigt leise über die Scheiterbryge hinauf nach dem Fenster, wo er eben anklopfen will, als er ein leises Geflüster im Gade bemerkt; hoch aufhorchend thut er einen falschen Tritt, die Scheiterbryge rumpelt auseinander, die Hühner fangen an zu gaggeln, der Ringgi zu bellern, während Christli reitend auf dem Hintern herunterrutscht. Dann donnert eine Stimme

unten



unten zum Fenster hinaus: „Hans! Benz! Hilfe! Diebe! Mörder! zu Hilfe!“ Christli will schappieren, aber Ringgi hat ihn bey den Waden gefaßt; Hans und Benz langen mit Dröschlegeln an, der Meti mit der Musterbüchse, und das Mueti mit einer Laterne. Christis Scham bey dieser Entdeckung zu beschreiben ist dem hinkenden Vöte nicht möglich, vielweniger noch seinen Zorn, als Christli am offenen Gadesenker neben seinem Babeli einen Mannskopf in weißer Kappe erblickte. Mit dem einten Nagelschuh trat er dem Ringgi ein Bein ab, mit dem andern schlug er die Laterne in Stücken, die rechte Faust arbeitete dem Hans auf der Nase, die linke dem Benz hinter den Ohren, und im Satz war er über alle Jäune. Als er verschnaubte, stand er still und sprach: „Adies Babi! dir Pfeife, dir Lumpensack, und dir Muni habe ich zu verdanken, daß ich weiß, was ich nicht wüßte, wenn ich zur gewohnten Zeit gekommen wäre; — Also adies auf immer!“

Die fatale Pfeife.

Ein deutscher Landjunker, der keinen andern Zeitvertreib kannte als die Weiber, die Jagd und Schmäuse, legte sich bey dieser noblen Lebensart vorerst aufs Aufschneiden und nachher aufs Liegen, und zwar trieb er am Ende das letztere so arg, daß sein Büchsenspanner, den er immer bey solchen Gelegenheiten als Zeuge aufrief, sich nicht mehr zu helfen wußte.

Einst erzählte der Junker an einer grossen Tafel: er habe jüngsthin einen Hirzen mit einer Kugel zugleich durch den

rechten hintern Fuß und durch das rechte Ohr geschossen. Alles lachte über der dicken Lüge hell auf; allein der Büchsenspanner mußte eintreten und den Casus beweisen. „Ja, sagte er, die Sache ist wahr, denn der Hirsch krachte sich eben mit dem hintern Fuß am Ohr, als Jhro Gnaden den Schuß that.“

Als sie nach Hause kamen, bat der Diener seinen Herrn um Gotteswillen nicht mehr so weit auseinander zu liegen, er habe das Ding mit dem Hirschen fast nicht zusammen bringen können. In Zukunft wollen mir Jhr Gnaden erlauben, immer zu horchen, und wenn es gar arg kommt, so will ich denn pfeifen. „Gut Johann, thu er das!“

In der nächsten Gesellschaft erzählte nun der Junker unter anderm: er habe auf seiner Reise in Italien eine Kirche gesehen, diese sene tausend Schritte lang (jezt pfiß der Büchsenspanner ganz gewaltig, der Junker erschrock, wollte den Fehler wieder gut machen, indem er fortsuhr:) und vier Schritte breit.

Die Gems-Jagd.

An einem hellen Sommer-Abend saß Peter in seiner Stube und war eben im Begriff sich auszukleiden und sich zur Ruhe zu begeben, sein Weib legte die kleine Wäsche zusammen für den morndrigen Tag, da klopfte es am Fenster. Peter machte auf, und siehe es war Rudi der Gems-Jäger, dem Peter meldend: daß der Föhn schon anziehe in den Bergen, und daher auf den Morgen der Stand unter der Gletscher-Fluh ganz vorzüglich gut für die

Jagd seyn müsse; aber Peter müsse mit, um beyde Stellen besetzen zu können. Peter machte einige Umstände, und sein Weib bat ihn: diese gefährliche Jagd zu unterlassen, es seye ihr jedesmal so sonderbar zu Muthe wenn er zu Jagd gehe, und heute besonders ahne ihr nichts gutes. Allein Rudi lachte sie aus, trieb seine Pöffen, und meinte: ein Mann solle keine Gefahren scheuen, denn sonst seye er ja nur ein Weib. Peter gab nun nach, legte seinen Stücker und übrige Geräth zusammen, und versprach, den Rudi um 2 Uhr in der Nacht im Vorbengehen abzuholen.

Dies geschah denn um die bestimmte Zeit, und beyde stiegen muthig den Berg hinauf beym hellen Mondschein durch Bäche und Gräben, und über schroffe Flühe und steile Felswände. Noch ehe der Tag anbrach, hatten sie die beyden schüsfigen Stellen erreicht, und jeder legte sich auf die Lauer. Da krachte es ringsherum in den Bergen und Gletschern, und hie und da hörte man den dumpfen Donner von herabstürzenden Schneelawinen. Es wird anders Wetter werden, dachte Peter; in Gottes Namen ich bin schon oft naß geworden. Da fiel ein Schuß, und an Rudis Stelle sah er den Pulverdampf aufsteigen; zu gleicher Zeit sehte ein schöner Gemsbock in hohen Säzen über die Felsen daher, hinter ihm hinkte eine Gemstuh mit zwey jungen nach. In Schußnähe drücket Peter ab, und der Bock fällt Knall und Fall, die übrigen aber verschwinden in den Klüften. Peter band nun dem Bock seine vier Läufe mit einem Strick zusammen, und während er wieder seinen Stücker ladet, kommt Rudi hinzu, wünscht ihm Glück zum Schuß, jammernd daß er die

Beiß nur blestert habe, den Bock habe er erst nach dem Schusse gesehen.

Unter diesem kleinen Jagdhalt hatten sich nach und nach die aufsteigenden Nebel gesammelt, und das Tosen in den Bergen zugenommen; schon fielen dann und wann einzige Regentropfen, und auf einmal stürzten, vom Winde getrieben, dichte Regenwolken aus den obern Bergen herab, und umhüllten düster und schaurig die öde Gegend.

Jetzt ware es die höchste Zeit, den Rückzug schnell aber behutsam anzutreten. Peter häng sich daher die Gemse nach Jägerart über die Achseln, legte den Stücker in Arm, den Bickel in der Hand als Stod gebrauchend; Rudi gieng voran.

Der Regen hatte indessen nicht nur zugenommen, sondern das Gewitter war zum Sturm geworden; aber da war kein Obdach, keine Felshöhle, kein Ort wo sie sich schützen konnten, und auch kein solcher, der innert einer halben Stunde zu erreichen gewesen wäre; sie mußten also unter allen Umständen vorwärts; da kamen sie bald an die gefährliche Stelle, wo nur eine halb Schuh breite vorspringende Schichte an einer senkrechten Felswand hinführt. Rudi kam glücklich hinüber, und schon hatte Peter einen grossen Theil des schwindlichten Weges zurück gelegt, als ein Stein auf den er treten mußte, sich unter dem Fuße losreißt, und samt dem unglücklichen Jäger im gleichen Augenblick über die Felswand hinaus stürzt. Rudi schrie hoch auf; aber es war geschehen; er hörte noch einige dumpfe Fälle die sich nach und nach verloren. Traurig und mit schwerem Gewissen beladen, stieg er den Berg vollends hinab, und gieng nach Hause. Da

hatte sich die Sage dieses Unglücks bald verbreitet. Das ganze Dorf, und mit ihm auch Peters unglückliches Weib machten sich auf den Weg, suchten und fanden den Leichnam zerstückt und zerrissen im Thal.

Möchte diese traurige Geschichte vielen zur Warnung dienen, denn sie ist gewöhnlich das Loos der allzuverwegenen Gens-Jäger.

Viel trinken und essen, macht vergessen.

Ein junger Bauernsohn welcher sich ohnlängst mit eines Müllers Tochter verheirathete, wurde verfloßenen Sommer mit der Geburt eines jungen Sohnes erfreut. Da er aber, wie nachstehende Geschichte erklären wird, Ursache hatte, einigtes Mißtrauen wegen Zurüstung eines anständigen Kindbetti-Mahls für Gevatterleute, und Freunde, in seine Gattin zu setzen; so ward dem Wirth des Orts überlassen, dasselbe zuzurüsten. Nach geendigter Taufe gieng der ganze Zug nach dem Wirthshause zu, setzte sich veranügt zu Tische, und legte das Kind hinter den Ofen; das man, so lange der süße Wein noch keinen Nebel hervorbrachte, mit der besten Sorgfalt behandelte. Nach geendigter Mahlzeit zerstreuten sich die Gevatterleute und Ehrengäste, und als der Wirth beschäftigt war, das Tafeltuch aufzuheben, so vernahm er die Stimme eines Kindes, sah hinter den Ofen, und siehe da lag der kleine M. Uhl, und gab durch seine Stimme zu verstehen: daß er nicht so vergesslich wie sein Vater und seine Väter seye.

Die gelehrte Müllers-Tochter.

Es ist doch auch gar zu arg, daß eine Müllers-Tochter nicht weiß, wie das Mehl behandelt wird, ehe Brod daraus wird. Aber so gehts noch manchem Mädchen, ehe sie wissen ob die Kannebirenschnitt gesalzen werden oder nicht; so wissen sie doch, daß 3 ½ Elle Blondes erforderlich sind um eine Schießscharte auf dem Weisheits-Behälter zu formieren. Nun also! Diese Lebenswürdige sagte eines Abends zu ihrem Gemahl: „Sag Uhl los! es ist mir neue nit am baschte, i glaub i well hienecht chnäte, i cha de am Morge e chly länger llege.“ „Machs wie de wit,“ sagte der Mann. Da nun die junge Hauswirthin zu stolz oder zu d... war, sich dieser Sache halb, bey einer verständigen Nachbarin zu erkundigen: so ward genugsam warmes Wasser gemacht, und mit dem kneten angefangen, ohne an die Hefe zu denken. Nun dann; ins Bett gegangen. Aber o Himmel hilf! Am Morgen war die Stube wie mit Quecksilbertörnern besäet, die Schuhe, welche zunächst bey der Mühle standen, waren voll, und die Mühle fast ausgeronnen. Wegen dieser fehlgeschlagenen Operation, gab der Mann seiner Frau den wohlweisen Rath: sich in Zukunft bey ähnlichen Unternehmungen, bey der Nachbarin Sybille zu erkundigen. Diese gab ihr ein kleines Zedulein, mit Vermelden es unter die Schießscharte zu legen, es sey auch gut für das Gedächtniß zu stärken, das man bey Kindbetti-Mahlzeiten öfter so nöthig habe.

My liebe Schatz i muesß di bäte,
We du ne Sur hürathe wit;

Su lehr zerst hebbe, u de chnäte,
U lue de syf was öpe git.
E jungt Frau, die gar nüt cha,
Ist wie ne Chaz, die d'Müs lat ga.

Der kurzweilige Fischfang.

Ein englischer Land-Edelmann sah seinen Nachbar den ganzen Tag in des letztern Gute fischen; sogleich kaufte er sich auch eine Angelruthe, und fieng einen Versuch in seinem Teiche an; allein kein Fisch wollte anbeissen; selbst als er schon mehrere Monate alle möglichen Mittel anwandte, und täglich und stündlich in Hitze und Regen unermüdlich sich diesem Studium widmete, so konnte er es dennoch nicht dahin bringen nur einen Fisch zu fangen. Am Ende ward er doch verdrießlich, er gieng nun hin zum Nachbar, und klagte ihm sein Mißgeschick. Dieser antwortete ihm aber ganz kalt: „Was wollen Sie sich beklagen, 4 Monate vergebens gefischt zu haben. Ich fische selber nun schon seit 15 Jahren jeden Sommer tagtäglich, und habe noch nicht einen gefangen!“

Solche Kaltblütigkeit und Beharrlichkeit vermag nur der Engländer.

Der beschämte Zöllner.

Ein Zöllner, gewöhnt alle Tage ein Gläschen über den Durst zu trinken und dann die Passierenden etwas kurrig zu Bezahlung der Zollgebühren anzuhalten, gab Anlaß zu folgendem Spas. Eines Abends war er ziemlich benebelt, und Kinder trieben ihr Spiel mit ihm. Der Kammerdiener eines nahe gelegenen Schlosses wollte

sich auch einmal ein Späschen mit dem Bettboten machen, und benutzte die Zeit während dem Nachessen seiner Herrschaft auszugehen, nahm ein Pferd, hüllte sich in einen Mantel, und ritt bey der Zollstatt vorbei. Schreckend kam der Zöllner hervor und lärmte mit dem Reiter, er habe den Zoll abfahren wollen. Dieser entschuldigte sich, und sagte er wolle bezahlen: „Nein, er muß mit mir ins Schloß gehen, ich will meine Buße haben.“ Alles half nichts, er mußte gehen, der Zöllner voran, der Reiter hintennach, und so glengs straks nach dem Schloße zu. In dem Vestibule warf der Kammerdiener den Mantel weg, und eine Platte auf den herrschaftlichen Tisch ward ihm abgeredtermassen aus der Küche in die Hände gegeben, ohne daß der zornige Zöllner es merkte. Dieser öffnete das Ess-Zimmer, und wollte gegen den ihm folgenden Reiter seine Klage führen, lange hatte er schon geredt, ohne zu gewahren, daß ihm niemand nachgefolgt sey, als der Kammerdiener. Er stand da wie eine Säule, während er, wie natürlich, nicht wenig ausgelacht wurde. Den Spas merkte er noch nicht, bis ihm derselbe erklärt wurde.

Seltame Vergleichung.

Ein Bauer hatte einen sehr großen, aber noch jungen Hund, den er immer bey sich führte. Einmal begegnete ihm der Herr des Dorfes, und sagte zu dem Bauer: „Nachbar Gerichtsas, ihr habt da einen wackern Haushüter!“ Ja, sagte der Bauer, es ist fry e brave, aber er ist no gar chindlige.

Die jungen Neckholder-Vögel.

Eine junge Hauswirthin, welche besser gewöhnt war, die gebratenen Vögel zu essen, als sich um Kenntniß der verschiedenen Sorten zu bekümmern; sagte im verfloßenen Frühling zu ihrer Köchin: „Du, Elseli, wenn de morn ufe Märkt geist, su chauf doch öpe nes Doze jung Neckholdervögel.“ Ei jereja mi liebi Frau, dergattig git es jeze gnug. Nach gehaltener Kaffeekannen-Musterung gieng die Köchin auf den Markt, und sahe einen Burschen, welcher etliche Duzend Staaren an Fäden gezogen feil hielt. Wie theuer das Duzend? 3 bz. sagte der Bursche. Die Köchin staunte, und nahm gleich 4 Duzend, brachte dieselben der Frau, und sagte, das Duzend koste 5 bz., die Frau bezahlte, und als der Herr nach Hause kam, wurden ihm die Vögel vorgewiesen, mit Vermelden, das Duzend koste nur 6 bz., also etwas Profit für Köchin und Madam, wie gewohnt; der Herr ließ der Köchin rufen, und sagte: du E... sind das Neckholdervögel? He, verzieht mer, i ha se der Frau zeigt, und sie het g'seit es syge vo de rechte. Nun nahm der Herr zwen Stück und ließ dieselben ausstopfen; stellte sie auf den Betthimmel der Gemahlin, mit der Ueberschrift: mein Vater war ein Staar, und meine Mutter eine Staarin.

Klaus und seine Mutter.

Klaus. Fort will ich, Mutter! Fort in die weite Welt. Ich will Handgeld nehmen, und Soldat werden.

Mutter. Je Klaus thu doch nicht so wild, und rede nicht solche grausame

Worte! Was ist dir doch zuwieder geschehen?

Klaus. Was ist mir zuwieder geschehn? Hat nicht heute Elise den ganzen Nachmittag mit Nachbars Michel getanzt, und mich nicht einmal angesehen? Hat sie ihm nicht Bescheid gerhan, und ist ihm auf dem Knie gesessen? Das duld ich nicht. Fort will ich — und Soldat werden. Ins Feld will ich — in die Freiheit und beim Commisbrod mein Glend vergessen.

Mutter. Ach! Klaus um aller Welt willen, nur nicht Soldat. Ach du müßtest dort unter dem Aschentuch schlafen, und frieren, und Hunger leiden, und bekämeest weder Bratwürste noch Fasnachtsküchli. Ach bleib du zu Hause. Es giebt wohl ein anderes Mädchen für dich.

Klaus. Nichts da! Ich will fort und die weite Welt sehen. Lustig ist Soldaten-Leben! Zuhel! Da kann man den Meister spielen, und ist überall gefürchtet. Ich kann thun was ich will, und niemand darf maulen.

Sei lustig ihr Schnabe, wenn i mit nit betrieg,

So g'höre — n — i trumme! Mir müsse — n — alle z'Ehrieg.

Mutter. Ach Klaus mein Herzensklaus! Ich bitte was ich dich bitten kann, nicht Soldat. Denk doch die Engländer schicken dich in Merika, wo die Klamjungen und Türken sind, die so gräßliche Schnäuze haben, und die Kinder fressen. (Sie weint) Ach und wenn sie meinen Klaus fressen, so kommt er denn samt ihnen in die Hölle zu den andern Heiden.

Klaus. Ha! mir macht das alles nicht Angst. Ich flehle dem Engländer

sein Geld, und dem Türken seine schönen Weiber. Dann komm ich als General oder Major heim, wie ein reicher Mann! Denn steune nur Else! Du untreue Dirne!

Mutter. Ach dann giebt's Krieg, und da klopfts gar grausam, die Husaren hanen dir die Nase weg, oder die Kanier schießen dir gar ein Loch in den Kopf.

Else kommt dazu. — Je was disputirt ihr da. Kläuschen warum bist du davon gelaufen; willst du nicht mit mir tanzen?

Klaus. Du falsche Kaze du! Geh du zu Michel! Ich will nichts von dir hören. — Ich will Soldat werden — ich will

Else, (wischt sich die Augen mit dem Fürtuch) Je nun! Wenn du mich nicht mehr lieb hast — ich bin gewiß unschuldig — nun b'hut Gott Klaus! Ich werde bald sterben. — (Sie will gehn.)

Klaus. Mein Else — nicht so! Ist's wahr hast du mich lieb? Komm gieb mir einen Kuß! Aber — nein ich will lieber zu dir d'ingen als in den Krieg. Aber den Michel laß mir bleiben! Hörst du?

Die aufgeschobene Wurst-Mahlzeit.

Ein ehemals berühmter, und nun zum Pintenschenk-wirth beförderter Beckermeister, gab den verfloffenen Winter einem Metzger den Auftrag, auf den T. . . . Markt ein fettes Schwein zu kaufen, dessen Gewicht nicht unter 300 Pf. seyn durfte. Der Metzger gab sich alle Mühe, dem Auftrag seines Freundes zu entsprechen, konnte aber nicht zu dem verlangten Gewicht gelangen, und kaufte ein Stück von

250 Pf. schwer. Morgens ließ er dem Becker die Meldung thun, das Schwein sey angelangt, und zu beliebiger Einsicht im Wirthshaus zum B. abgelegt worden. Der Becker gab seiner Frau Befehl, die nöthigen Anstalten zu treffen, damit des Abends ein tüchtiges Wurstmahl mit Freunden könne genossen werden; vergas aber das Schwein zu beaugenscheinigen. Nun wurde in zwey benachbarten Wirthshäusern siedend Wasser gemacht, die Wursterin nebst zudienenden Gehülfsinnen bestellt, und die nöthigen Ingredienzen gestossen, gemahlen, und gehackt zc. zc., aber kein Schwein wollte zum Vorschein kommen. Man sieng an den Becker aller Orten zu suchen, und ward endlich so glücklich, denselben gegen Mittag bey einem Gläschen Schnaps anzutreffen. Auf die an ihn gethane Nachfrage: wo sich das Schwein befände, erfolgte die Antwort: „Säg nu der Mutter, i häng d'Sau nit welle so san nu 225 Pf. schwer.“ Nach Verlauf von 14 Tagen kaufte der Becker selbst ein Schwein, das an Gewicht exakt 220 Pf. hatte, und dessen Bestandtheile nun am 3. . . . See verspeist worden.

Teufels-Erscheinung.

Eine Hausfrau holte Brod, und da sie Geschäfte halber noch von Haus gehen mußte, vergaß sie im Fortgehen das Zimmer zu schließen. Als sie wieder zurück kam, und in das Zimmer trat: hilf Himmel! schrie sie, lief zu den Nachbarn, und sagte der leibhaftige Teufel sey in ihrer Stube, und habe eins von ihren Brodten in den Klauen. Einige Nachbarn giengen mit ihr, und einer war beherzt

genug in die Stube zu treten, und sah zum Erstaunen einen schwarzen Bock, welcher eins von den Brodten aus dem Korb genommen hatte, und davon fraß.

Der erzürnte Gibyoniter.

Ein Bauer zu G. nahm im lehtverflossenen Sommer zur Zeit der Erndte einen Schneider auf die Stöhr. Nach allseitig genommenen Maasse zu Röcken, Gilets, und Pantalons, wurde demselben aus gerechtem Vertrauen die dazu dienlichen Materialten, bestehend: in Tuch, Seide, Faden, Cordonnet u. überlassen, um damit nach Gutfinden der Sache, darüber zu verfügen. Da es schön Wetter war, und die sammtlichen Hausgenossen mit Einsammlung der Feldfrüchte beschäftigt waren; so wandte Hr. Elstas auch seiner Seits alle Mühe an, um mit den übrigen Arbeitern auf Samstag Abends fertig zu werden, um sodann an dem frohen Sichel-Mahl Anthell nehmen zu können. Dieser von allen Arbeitern erwünschte Tag kam heran, und die Bäurin machte Anstalt, die zu solchen Festen nöthige Anzahl von Küchli-Portionen in Bereitschaft zu halten. Da aber das Küchenfenster gegen die Stube gleng, wo Mstr. Elstas arbeitete; der von Zeit zu Zeit einige Handgriffe that, die bey der Bäurin Verdacht erregten; so gab diese einem Mädchen von 8 bis 9 Jahren Befehl auf den Stöhrreiter zu achten. Der wohlriechende Küchlidampf kam dem Mädchen so stark unter die Nase, daß es lange Zeit bekam, das Küchenfenster öffnete, und zu der Mutter sagte: „Mutter, darf i no nit use cho, der Schnyder het ömel no nit gno.“ Der Schneider heftig erzürnt über

diese Frage, packte auf der Stelle sammtlichen Werkzeug auf, und wollte fortgehen. Die Bäurin mit der Küchligabel in der Hand, lief ihm nach, konnte ihn aber bey nichts erhaschen, als bey der Kappe, die nach genauer Besichtigung eine Geschwulst zeigte, bey deren Oefnung ein Stück Halblein zum Vorschein kam, das sich der gute Meister zugeeignet hatte.

We du me Restli chipe mit,
Su machs es bishli g'schinder;
De 'git me dir o Chüchli mit,
Die sy gar g'sünd für d'Schnyder;
Zunderheit zum Deschöne,
Zum Kaffe, Thee, me-e-e-e.

Entschuldigungen.

Ach! Nachbar Chorrichter helfet mir doch aus der Noth! Ihr seyd ein reicher Mann, und mit zehen Kronen, die ihr mir entlehnt, bin ich getröstet! — —
Hm! sagte der Chorrichter, du bist ein Hintersäß, du gehst mich nichts an.

Ach! Nachbar Hans! erbarmet euch doch meiner! nur zehen Kronen! „Zehen Kronen ist mir zu wenig, das bringt keinen Zins,“ sagte Hans!

Ach! Ammann! lieber Ammann! Barmherzigkeit! mit zehen Kronen ist mir geholfen! „Wenn du machst daß mein Bub auf dem Schulrodel über deinen hinaufgesetzt und der erste wird — so — will ich mich besinnen!“

Ach! Brügvoigt! nur zehen Kronen um einen ehrlichen Mann aus augenblicklicher Noth zu reissen! — Was? — ehrlicher Mann? hat nicht deine Geiß gestern an meinem Zaun gefressen?

Ach!

Ach! Herr Doktor! ums Himmels willen helfet mir nur mit zehen Kronen! — Sm! du nimmst die Mittel nicht bey mir, ich kann dir nicht helfen!

Ach! Herr Wirth! Niemand will helfen! Helfet ihr! — „Du hast nicht geholfen Zeugen als ich wegen Ueberwirthten gestraft wurde!“ — Aber ich hätte ja lügen müssen! — „Das ist gleichviel, hättest du mir damals geholfen, so wolle ich dir jetzt helfen!“

Ach! Müller! ach Müller! helfet mir! — „Du bist ein Köhlenbrenner und ich ein Müller, das reimt sich nicht zusammen!“

Etwas vom Blocksberge und den Hexen.

Dieser einst so berühmte Berg liegt in Deutschland, ist einer der höchsten dafelbst, und macht einen Theil des merkwürdigen Harzgebirges aus. Hier sollten nach der Lehre des Aberglaubens, am Walpurgis-Tage, oder vielmehr in der Nacht desselben am 1. May, sich die Hexen versammeln, und mit den Teufeln einen prächtigen Schmaus feiern. Da ich aber nie dabey gewesen bin, indem die Kunst auf der Ofengabel zu reiten schon lange ausgestorben ist, und da mir Niemand den Küchenzettel davon gezeigt hat, so kann ich auch nicht sagen was sie da gutes geessen und getrunken, und ob sie Walzer oder Hopser getanzt haben.

Die Veranlassung zu diesem abergläubischen Märlein ist aber höchst wahrscheinlich folgende:

Kaiser Karl der Große genannt, wollte das Christenthum mit Gewalt in allen von ihm eroberten Ländern einführen, und

zwang die Leute mit dem Schwerdt, ihren bisherigen heidnischen Glauben zu verlängen. Sie thaten das doch aber nur zum Schein, und blieben im Herzen ihrem alten Götzendienste getreu. Aus Furcht aber vor den Soldaten, die überall sie bewachten, schlichen sie in finstern Nächten auf ihre einsamen Berge, wie zum Beweis, auf den Blocksberge, zündeten da ihren Göttern ihre gewöhnlichen Opfer an, und tanzten mit Fackeln und brennenden Scheitern um den Altar. Dies geschah besonders am ersten May. Da aber die Soldaten das merkten, so besetzten sie auch die Bergstraßen. Jetzt ergriffen jene Leute ein Mittel ihre verhassten Hüter zu erschrecken. Sie verkleideten sich in allerley fürchterliche Teufelsgestalten mit Hörnern, Bockshäuten und dergleichen, nahmen Besen, Ofengabeln und so weiters, und jagten damit die abergläubischen Krieger in Furcht. Jetzt entstand die Sage von Hexen, tanzenden Teufeln und Unholden, und noch jetzt gilt leider, zur Schande unserer Zeit, dieser Glaube bey vielen. Damals kam wahrscheinlich auch die berühmte Hexensalbe auf, die aus allerley betäubenden zum Theil giftigen Kräutern gekocht wurde, und denen die sich damit einschmierten, auf eine Zeit lang den Kopf verrückten und sie närrisch machten, so daß sie ihre abergläubischen Gedanken von Hexen- und Teufelstanz wirklich für wahr hielten, und die ungereimtesten Dinge von sich selbst und andern erzählten. Dem Himmel sey Dank, daß jene finstern Zeiten vorüber sind; und es ist zu wünschen, daß der ungereimte, grundlose, unvernünftige Glaube an die Hexerey endlich ganz aussterbe.

Das wahrhafte Gespenst.

„A pah! Gespenster! meinte der Trüllmeister, der lange in Holland gedient hatte; „Ich glaube keine Gespenster, ich habe noch nie eins gesehen!“ — „Narr, meinte der Schmied, es ist vieles in der Welt das du nicht gesehen hast und das doch ist, es kann drum doch Gespenster geben. Meine Großmutter hat Gespenster geglaubt, und also.“ — „Ja, sagte der Schulmeister, deine Großmutter hat auch geglaubt du seiest der bravste und witzigste, und bist doch ein vergeldstagerter Hudi!“ — So disputierten die Leuthe an einem Regensonnitag, und konnten nicht eins werden, ob es Gespenster gebe oder nicht. Da geht der lahme Schuhmacher vorbey. Zum Spaß ruft der Schulmeister: „Heh! Schuster, giebt's Gespenster oder giebt's keine?“ — „Ach! daß Gott erbarm, sagte der, eben laufe ich vor einem so viel mein lahmer Scheichen mir erlaubt. Gebt nur Achtung, es kommt gleich nach mir!“ Er hinkte fort, und alle guckten auf die Strasse woher er gekommen war, und brummend und scheltend kam — seine Frau hinter ihm her. — Alle lachten, und da sie wußten daß sie ein böser Drache war, so glaubten sie an das wahrhafte Gespenst.

Die Käfer-Mahlzeit.

Bekanntlich giebt es in den tiefen Thälern des Oberlandes keine Maykäfer, selbst in den grossen Käferjahren dringen sie nicht dahin. Zwen junge Bursche von ungefähr 15 Jahren, die noch nie aus ihrer väterlichen Kihweid herausgetommen waren, kamen zum ersten Mal in ihrem Leben nach

Zwenlüttschinen, es war im Monat May; da sahen sie auf einigen Kirschbäumen eine Menge Käfer; sie standen still und betrachteten die Bäume aufmerksam, endlich glaubten sie das Ding kapiert zu haben, und Christe sagte zu Benz: „Gügg Benz! da oben so Chrieseni (Kirschen), wen mer üst?“ — Flugs war Benz auf dem einen Baum, und Christi auf dem andern; und beyde stiegen an die Käfer nach Herzenslust zu schnabellern. Da fragte dann Benz: „Christi, frisst si g'sickt (gerupft) oll ung'sickt?“ — und Christi antwortet: „i frisse si g'sickt, si so frill g'halben gnieter, doch eppe g'halben gleter, und fueren g'halben bas!“

Mehr oder weniger.

Als vorlehten Winter die allertesten Truppen in eine deutsch-französische Stadt einrückten, und der dasige Maire dem kommandirenden General seine Aufwartung machte, pflegte letzterer denselben immer als Herr Bürgermeister anzureden. Der Maire, dem diese Titulatur nicht behagte, bemerkte endlich: „Herr General! ich bin nicht Bürgermeister, ich bin Maire.“ — „Mehr oder weniger, versetzte der General, es gilt mir gleich viel.“

H o f w e i l.

Die Landwirthschaft zu Hofweil macht so grosses Aufsehen im Ausland, daß eine Menge fremder Herren dahin kommen selbige zu studieren. Die zu Buchsee unter dem Namen der Landwirthschaft Besessenen, eine achtungswürdige Gesellschaft ausmachen, und

theils von gelehrten Männern in den Wissenschaften sich unterrichten lassen, auf welche die Landwirthschaft sich gründet, als der Naturlehre (Physik) und Naturgeschichte, besonders Kenntniß der Pflanzen (Botanik) und der Steine und Erdbarten, der Chemie, Mathematik und so weiters; theils aber auch das auf diese Weise erlernte mit Erfahrung und Beobachtung dessen verbinden und vergleichen, was zu Hofweil gethan und vorgenommen wird.

Es wäre aber Unverstand, wenn man glauben wollte, daß nur fremde Herren daselbst etwas lernen könnten, die sehr große Güter und daneben noch hinlängliches Vermögen besitzen um die kostbaren Ackerwerkzeuge und so viele Arbeiter zu bezahlen, als zu Bearbeitung und Benutzung des Landes nach Jellenbergischer Manier erfordert werden. — Denn erstlich ist es schon ein Irrthum, wenn man glaubt, daß ein armer Bauer, das heißt ein solcher, welcher den größten Theil seiner Bestzung verzinsen muß, irgend eine Art von Landwirthschaft mit Nutzen treiben könne. Weit besser wäre es einem jeden solchen, einen Theil seines Landes zu verkaufen um das andere schuldenfrey zu behalten, und wenn er mehrere Söhne hat, einen davon ein Handwerk lernen oder auf andere Weise ihr Brodt suchen zu lassen, als selbige aus Eigennuz wie Knechte zu brauchen, da sie denn, weil sie nichts als Landbau verstehen, mit der Zeit arme Bauern werden müssen. Hingegen werden solche Bauern, die alles Geld das sie aufbringen können, für Zinse zu geben genöthiget sind, dasselbe sehr gut anwenden, wenn sie eines oder das andere der Hofweiller Ackergeräthe, sey es für sich allein, oder mehrere gemeinschaftlich anschaffen, wodurch sie entweder

viel Saamen, wie mit der Säemaschine, oder Zeit und Arbeit ersparen, die mit größern Nutzen auf bessere Zurüstung der Acker oder andere Geschäfte gewendet werden kann, die man gewöhnlich mit dem Mangel an Zeit entschuldiget.

Zweitens aber können auch Arme, die keine kostbaren Geräthe anzuschaffen vermögen, und alles nur auf die wohlfeilste Art verrichten, sehr vieles daselbst lernen. Zum Beispiel, daß man nie das gleiche Land zwey Jahr hinter einander die gleiche, oder eine ähnliche Art von Frucht, nur das gemeine Gras ausgenommen, sollte tragen lassen. So ist unter anderm bekannt, daß Korn auf Korn das zweyte Mal weit schlechter geräth, wenn es schon eben so gut, ja noch stärker gedüngt wird, und doch säet man häufig zwey, vier, ja sogar sechs Jahr hintereinander Korn mit Haber oder anderm Getreide abgewechselt, wodurch das Land nicht sowohl ausgezogen, als wenn man es auch noch so stark gedünget, mit denjenigen Arten von Unkraut angestekt wird, die unter diesen Getreidarten am häufigsten wachsen, oder wie man zu sagen pflegt, verwildert, so daß es weder gutes Gras noch Getreide mehr tragen will, bis es dieser Unkrautarten ebenfalls müde, und dann erst nach mehreren Jahren wieder zum Getreidbau geschickt ist. Hingegen haben nachdenkende, alles versuchende, prüfende und vergleichende Landwirthe zuerst unter den Engländer gefunden, daß eine Art von Pflanzen ihre Wurzeln in die Tiefe treibe, und das Land dadurch mürbe mache, andere aber selbige nur auf der Oberfläche ausbreiten, wie die meisten Getreidarten, daß eigentlich nur die reifen Körper das Land ausfaugen, hingegen was vor Zeitigung des Saamens weggenommen wird, wie Klee, Wicken

die grün zu Futter gemähet werden, Gras wenn man es nicht überreif werden läßt, das Land eher durch die zurückbleibenden Wurzeln u. s. w. verbessern, schädliches Unkraut hinterhalte und den Dünger durch einen stärkern Beystand vermehren helfe. Daher säet man nach jeder Getreidesart oder vielmehr darein schon Klee, den man denn, damit das Unkraut nicht darin wieder aufkomme, im folgenden Jahr wieder unterpflügt oder pflanzt Brachfrüchte, die behalt, von Unkraut gereinigt werden, wechselt mit Sommer- und Winterkorn, Weizen oder Gersten, wodurch die Arbeit auf verschiedene Zeit vertheilt wird, daß man nicht genöthigt ist, bey schlechter Witterung oder zu spät im Jahr zu pflügen und zu säen, welches diejenigen nicht vermeiden können, die nur etwa zweyerley Getreide bauen, und zum Beispiel nach dem spät reiffenden Haber noch Winterkorn säen wollen: würden sie aber auf trockenes Wetter warten, und dann den Acker nur sträuchen, den Winter über brach liegen lassen, und im Frühjahr Erdäpfel, Flachs, Rebs und dergleichen darauf pflanzen, was von Unkraut gesäubert wird, oder selbstiges überwächst und unterdrückt, wie Wicken, Erbsen u. s. w. so könnte sich nicht nur der Boden erholen, sonder der Dünger, welcher solchen Pflanzen ohne Bedenken im Ueberfluß gegeben werden kann, da er ihnen nicht schadet, wirkt noch vortheilhafter auf die hernach folgende Körnerndte, die man denn nicht mehr zu düngen braucht, sondern schönes aber nicht gefallenes, und sauberes von Unkraut nicht verunreinigtes Korn auf solchen Feldern erhält. So erndet man, wenn man gleich weniger gesäet, dafür desto ergiebigere Garben, und der in solches auf die

Brachfrüchte folgendes Korn gesäete Klee geräth viel besser und vermehrt nebst Brach- oder Wurzelfrüchte, Erdäpfel, gelbe Rüben, das Viehfutter besonders für den Herbst, wo der Vortheil doppelt ist, wenn dadurch das besonders den nassen Wiesen und oft auch dem Vieh, aber vorzüglich den hütenden Kindern, so äußerst verderbliche Walden erspart wird.

Das Bearbeiten, Hacken, Jäten der Brachfrüchte erfordert frenlich viel Zeit und Mühe, wenn man die Geräthschaften nicht hat, womit solches geschwinder und leichter verrichtet wird, aber dann muß man auch diese Pflanzungen so eintheilen, daß die Arbeiten nicht etwa zusammentreffen, und eines nach dem andern, zum Beispiel zwischen der Heu- und Körnerndte verrichtet werden könne, und wenn sie bey gutem Wetter verrichtet wird, wo ja auch kleine Kinder dabey helfen können, so dient sie, wie jeder Gärtner weiß zu Beforderung des Wachstums der Pflanzen mehr als der Dünger selbst und verbessert die Erde, indem sie solche durch Auslockerung dem Einfluß der Luft und der Sonne wieder öffnet, nachdem sie von dem Regen war fest geschlagen worden. Was hienit auf grossen Gütern die Hofwälder Werkzeuge thun, das können auf kleinen Weibern und Kindern thun, und es ist Irthum, wenn man auf solchen nur pflügen und mähen, das ist selbstge wie grosse Bauerngüter einzig zu Gras und Korn benutzen will, so daß man es sich reuen läßt, diesen zwey Haupterndten etwas durch Pflanzung von Gemüse und dergleichen zu entziehen. Der Garten ist immer nach Verhältnis seiner Grösse das abträglichste Stück einer ganzen Beszung, und je ein größeres Stück derselben man zu Garten oder etwas ähnlichem

machen kann, desto höher wird sie im Werthe steigen. Aber freylich muß derselbe nicht allein gedünat, er muß auch besorgt und insbesondere von Unkraut gereinigt werden. So sind auch Hanf, Flachs, Raps, Mohn oder Maysaamen und andere Oehlplanzen nicht nur von ungemeinem Ertrag, wenn sie in dazu schicklichem Land gebauet und sorgfältig behandelt werden, sie schaden auch dem letztern nicht und bereiten es zu einer schönen Kornsaat vor, wenn damit fleißig gewechselt wird.

Aber eben so wie der Acker durch Abwechslung mit den darauf wachsenden Früchten sich erholt, so ist es auch mit dem Menschen, wenn er nur immer dieselbige und daher, besonders wenn sie nicht ergiebig ist, desto langwierigere Arbeit verrichtet. — Warum ergreifen so viele Bauern jeden auch den schlechtesten Vorwand, so gern um auf den Markt, ins Wirthshaus oder ins Schloß zu gehen? Sie hassen die Arbeit, weil sie ihnen nur Langeweile macht; die Hausmutter laßt sich unterdessen von einem schlechten Bettelweib ärgerliche Geschichten erzählen oder vorlügen, und Diensten oder Kinder vertreiben sich die Zeit statt mit Arbeit mit unzüchtigen Scherzen. Wäre der Meister oder die Meisterfrau dabey, so würde die Arbeit nicht allein geforderet, sie würde auch besser verrichtet, und ihr glücklicher Fortgang nebst der Aussicht auf einen reichen Ertrag würden ihrem Geiste eine Unterhaltung verschaffen, die jetzt von allen Seiten in einem verderblichen zu den lasterhaftesten Ausschweifungen leitenden Zeitvertrieb gesucht wird.

Dies hat man zu Hofwyl etwasehen und die Nothwendigkeit anerkannt, die Verbesserung der Landwirthschaft damit anzufan-

gen, Leute zu erziehen, die ihre vornehmste Freude in der Arbeit selbst und ihr Glück in einem gesegneten Fortgang derselben suchen und finden lernen. Ist es nicht eine wahre Schande und ein deutlicher Beweis einer allgemein eingerissenen Trägheit, der sich sogar niemand mehr schämt, daß Arbeitende von jedem Vorübergehenden keinen andern Gruß mehr erwarten und hören, als Vermahnung zum Ausruhen, zum Feyerabend machen, sich in Schatten zu begeben, die Warnung die Arbeit ja nicht allzugut zu machen, nicht zu eifrig zu seyn u. s. w.

Sey es auch Scherz, muß nicht das Kind aus solchen Zureden und Vermahnungen frühe schon Faulheit und Arbeitscheu lernen. Sollte das Sünde seyn, wozu sie von jedem auch sonst verständigen und angesehenen Manne, von dem sie eine Vermahnung zu Fleiß und Aufmerksamkeit freylich selten aufnehmen würden, ernsthaft ermahnt werden? Sind sie nicht unglücklich dabey, thun zu müssen was man sie so schlecht und läßig als möglich zu thun stündlich aufgefordert, und wie wird die Arbeit gedeihen, bey welcher man den ganzen Tag nur an den Feyerabend dachte? In Hofwyl singen die Knaben bey ihren Geschäften, was man von Erwachsenen, ausgenommen höchstens in der Erndte, selten mehr hört, und Arbeit und Lernen ist ihnen ein Spiel. Wie viel anders würden wohl unsere Felder aussehn, wenn die Tagelöhner die sie bearbeiten, alle dabey zu singen pflegten und guten Muthes wären, dann würden freylich die Hausväter auch lieber dabey seyn und die Vorübergehenden sich schämen ihnen Faulheit und Feyerabend zu predigen.

Wie man ein guter Haushalter wird.

Ich weiß nur nicht wie das zugeht, sagte Hans beim Brunnen zu seinem Götti dem alten Chorrichter: es will mit meiner Haushaltung nicht vorwärts! Ich habe von meinem Vater einen Hof geerbt, und waren eben nicht viel Schulden darauf. Ich meinte in drey bis vier Jahren könnte ich sie wohl abzahlen. Und nun halte ich schon seit sieben Jahren Haus, ich habe kein Hagelwetter, kein Unglück im Stall, kein böses Jahr gehabt, und doch gehts mehr hinter sich als vorwärts. Ich weiß nicht — aber meine Schwieger meynt das gehe nicht mit rechten Dingen zu! Das komme vom Verbunst, ich sey verheret.

Der alte Chorrichter sagte: „Höre Götti, kannst du schweigen?“ — „O ja wie eine Mauer!“ — „Willst du mir aber auch folgen wenn ich dir helfe?“ — „En behüte von ganzem Herzen!“ — „So nimm das,“ sagte er, nachdem er etwas aus dem Hause geholt hatte, das in einem weißen Tüchlein kreuzweise mit einem schwarzen Bendel eingebunden war; — „trags heimlich im Sacke alle Morgen frühe mit Sonnenaufgang im ganzen Hause, und überall deinen Arbeitern nach, mit dir herum, bis zu Sonnenuntergang, und vergiß nie deinen Morgen- und Abendsegen mit Verstand zu betten.“

Hans that wie er gelehrt war, und — Wunder über Wunder — nach einem Jahre schon merkte er, daß es sich in seinem Hauswesen zu bessern anfing. — „Götti, sagte er, darf ich nicht das Bündlein aufthun?“ — „Ben Leibe nicht, sagte dieser, fahr du fort wie du angefangen hast.“ Und Hans folgte dem Rath, und seine

Schulden verschwanden, seine Spelcher füllten sich, sein Vieh mehrte sich, er ward immer wohlhabender! So ein Bündlein möcht ich auch haben, denkt mancher! Nun seht — was gilt's ihr würdet mir gerne eins mit einer neuen Duplone bezahlen, nicht wahr? Aber ich bin ehrlich genug und geb es umsonst! — Höret nur! „Götti! was zum Gucker ist denn in dem Herenbündeli?“ so fragte Hans nach einigen Jahren. — „Thu's auf!“ — Wie sperrte Hans die Augen auf, als er nichts fand, als einen alten wollenen Furfuß!! — „Die ganze Hereren, sagte der Chorrichter, besteht darin, daß der Meister früh und spät selbst dabey ist, seine Augen überall hat, über seine Arbeiter wacht, denn — sagt ein altes Sprichwort: „Das Auge des Meisters macht treue Knechte und fette Stieren.“

Das Höchste.

Der Reichtum posaunte:

„Das Höchste bin ich!

Was Menschen gelüstet, sie haben's durch mich.“

Da sprach das Vergnügen:

„Das Höchste bin ich!

Sie wollen und kaufen mit dir ja nur mich.“

Da rief die Gesundheit:

„Das Höchste bin ich!

Ihr seyt nicht genießbar, entbehren se mich.“

Das Höchste: siel Tugend bescheidenlich ein:

„Ihr Reichthum, Vergnügen,
Gesundheit? O wein!

Denn wenn ich ermangle, nichts from-
met ihr Drey;

Unglücklich ist ohne mich, wer es auch sey.“

So gehts!

Woher? Nennt! — Sch! da oben von
Jaggis Frau! Sie hat diese Nacht ein
Kind bekommen; aber es hat, sagte sie
leise, eine Haasenscharte. Aber sagts nie-
mand! — Keinem Menschen, antwortete
Kättli; aber nach einer Viertelstunde er-
zählte sie der Bäurin über den Gartenzaun:
Jaggis Frau hat ein Kind, das hat ein
Maul wie ein Haase. Die Schmiedin ver-
nahm von der Bäurin auch bald, daß das
arme Kind einen Haasenkopf habe, und
was Wunder, daß nun auch noch ein paar
lange Ohren dazu kamen!! Bis um Mittag
war die Geschichte schon zu äusserst im Dorfe,
und indessen war das arme Kind schon
über und über haarig geworden; hatte
Haasenfüsse und hätte gewiß noch Hörner
bekommen, wenn noch ein Haus im Dorfe
gewesen wäre. Der Schärer war der
letzte der die Wundergeschichte vernahm.
Flugs läuft er hin, in der Hoffnung eine
merkwürdige Mißgeburt zu finden. Aber
es war nichts, als daß das Kind die obere
Lefze etwas stark aufgeworfen hatte! —
Das heißt: „b chym di wie ne Lugt
im Dorf.“

Die Fasnacht-Ehlungere.

Ich, der hinkende Bott, sehe immer
wenn ich in die Stadt gehe ein halb-altes
Weib in den Lauben herum trampeln. Es

hat eine lange Nase, unter derselben ein
schwarzes Tabackmagazin, so etwa wie ein
Zapfen Bienen an einem Korbe; dann
kleine Schiel-Augen, ein spitzes Kinn, eine
platte Brust und auswärts gebogene Beine.
Ueber einer rauchfarbenen Haube trägt es
ein schwarzes Tuch unter dem Kinn zuge-
bunden. Den Oberleib deckt eine indien-
nene Jaquette; wo die Blumen fehlen
schimmert das Hemdbd durch. Der Rock
hat keine Farbe, oder vielmehr alle Farben,
so wie sie etwa von den Händen mögen
aufgetragen worden seyn; unten daran
hängen Fransen aber nicht vom Schneider,
sondern von der Zeit fabriziert; von den
Strümpfen ist wenig mehr zu sehen, desto
mehr aber vom eigenen natürlichen Ge-
wächs. Von Schuhriemen oder Schnallen
ist denn gar keine Rede, die Ueberbleibsel des
Läders schlappen links und rechts ganz mah-
lerisch herunter. Der Klang der Stimme
ist die einer Nase-Trompete; und in der
Hand trägt es einen zerrissenen Regenschirm
wie eine alte Wetterfahne.

Ist dies nicht etwa eine Fasnacht-
Ehlungere?

Sonnenstäubchen.

Herzlich gern will ich von den Tod-
ten nichts als gutes reden, wenn ihr mir
nur erlaubt von den Lebenden so viel
schlimmes zu sagen, als wahr ist.

Es ist von Tag zu Tag weniger zu
hoffen, daß die Narren klug, und von
Tag zu Tag mehr zu fürchten, daß die
Klugen narrißch werden.

Mein tägliches Gebet ist: der Himmel bewahre mich vor Unglück, damit ich meine Freunde nicht kennen lerne!

Heinrich der Vierte, König von Frankreich und Navarra.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Das Leben dieses wahrhaft grossen und merkwürdigen Mannes bietet dem denkenden Beobachter des Ganges menschlicher Schicksale so viele Gelegenheit zu den interessantesten Beobachtungen dar, und ist zugleich so reich an dem manichfachen Ausstritten, daß die kurze Darstellung desselben, welche wir mittheilen, gewiß auf eine allgemeine Aufmerksamkeit rechnen darf. Schon dadurch zeichnet sich Heinrich IV. aus, daß ihn das Schicksal gleichsam zum neuen Schöpfer des Wohlstandes eines, durch eine Reihe wohlthätiger, schwacher und grausamsten Regenten, zerrütteten Landes erkohr, welches unter die von der Natur am meisten Gesegneten gehört. Er bestieg zu einer Zeit den Thron, wo Frankreich unter den Verwüstungen eines durch Fanatismus entflammten Bürgerkriegs seufzte. Die Protestanten, unter dem Namen der Hugenotten bekannt, kämpften mit den Katholiken, und die ganze Nation war von Religionshaß und Erbitterung dergestalt entbrannt, daß eine Parthei der andern Verfolgung geschworen hatte. Der Herzog von Guise stand an der Spitze der Katholiken, der Herzog von Alençon, der Prinz von Conde, und Heinrich, König von Navarra, an der der Hugenotten. Heinrich III. der damals auf Frankreichs Thron saß, war ein Mann, der der Beherrschung zweyer so mächtigen Partheien keineswegs gewachsen war. Er begieng mehrere Fehler, wodurch das Uebel im-

mer ärger gemacht wurde. So ließ er den Herzog von Guise meuchelmörderisch umbringen, wodurch statt die von ihm gestiftete sogenannte Ligue zu zerstören, dieselbe nur noch furchtbarer wurde. Der Bruder des Ermordeten, Herzog von Mayenne, stellte sich nun an die Spitze derselben, und Heinrich III. wurde förmlich des Thrones entsetzt. Verlassen von allen seinen katholischen Unterthanen, errichtete er mit den Hugenotten und dem König von Navarra einen Bund, und nun zogen beide Könige vor Paris mit einer ansehnlichen Heeresmacht, um die abtrünnige Hauptstadt wieder zu erobern. Allein der verzweifelte Entschluß eines Dominikaner-Mönchs gab den Sachen plötzlich eine unerwartete Wendung. Unter dem Vorwande dringender Geschäfte mußte er Zutritt bey dem Könige zu erhalten, und — erstach ihn. Der Mörder wurde sogleich von der Leibwache niedergeworfen, und der König von Navarra, Heinrich IV. aus dem Hause Bourbon gelangte zum Thron. Ganz Europa sah jetzt erwartungsvoll auf den Mann, der schon durch mehrere glänzende Thaten seinen Muth, seine Entschlossenheit, seine Klugheit und seine Menschlichkeit bewiesen hatte. Zwen grosse Häupter, die Königin Elisabeth von England, und Philipp II. von Spanien hatte er zu Nebenbuhlern seiner Größe als Fürst u. Staatsmann. Doch wurde sein Name keineswegs von den andern verdunkelt.

Die Vorurtheile, welche man gegen Heinrich in Rücksicht der Religion hegte, machten, daß ein beträchtlicher Theil der königlichen Armee ihn nach seines Vorfahren Ermordung verließ, und durch Unterzeichnung verschiedener, der katholischen Religion günstigen Bedingungen, gelang es ihm einige vom katholischen Adel zu vermögen, daß sie seine Rechte auf die Krone unterstützen wollten. Die tägliche Verminderung seiner Truppen nöthigte ihn endlich, die Belagerung



A. König Heinrich der Vierte. — B. Minister Cüßly. — C. Das Volk von Paris.

gerung von Paris aufzuheben, und sich in die Normandie zurückzuziehen. Dorthin verfolgte ihn der Herzog von Mayenne mit der ganzen Macht der Ligue, nachdem er vorher den Cardinal von Bourbon unter dem Namen Karls X. zum König ausgerufen hatte, der aber noch zu Fontenay in Poitou gefangen saß.

In dieser misslichen Lage entwickelte Heinrich alle Tugenden seiner grossen Seele im schönsten Glanze. Wenn gleich schwächer an Truppenzahl als das Heer der Ligue, griff er doch den Herzog bei Jory an, und erschocht über denselben durch Tapferkeit und Kriegskunst einen vollkommenen Sieg. Als Heinrich seine Krieger ins Treffen führte, sagte er zu ihnen: „Kinder! Solltet ihr vielleicht euere Fahnen aus dem Gesicht verlieren, so folgt nur dieser,“ er deutete auf seinen Helmbusch, „ihr werdet sie stets auf dem Wege der Ehre, und, so Gott will, auf dem Wege des Sieges erblicken, Gott kämpft mit uns!“ — Mit diesen Worten zog er sein Schwert, und sprengte voran in die dichtesten Haufen der Feinde. Da er aber bemerkte, daß die Linien der Feinde durchbrochen waren, und sie auf der Flucht eine grosse Niederlage erlitten, so erwachte das Gefühl der Menschlichkeit und der Liebe zu seiner Nation in seinem grossen Herzen. Er vergaß in dem Augenblicke, daß er gegen Feinde, gegen Rebellen kämpfte, wandte sich nach seinem verfolgenden Heere, und rief seinen Truppen zu: „Schont meiner Franzosen!“

Bald nachher wurde Heinrich, von seinem Gegenkönige, durch den Tod desselben befreit, und nun machte er sich auf, Paris von neuem anzugreifen. Die Einwohner der Stadt, weit über 200,000 an der Zahl, haßten den König aus Fanatismus. Sein Heer betrug nur 15,000 Mann, allein er würde doch die Stadt durch Hunger haben überwältigen können, wenn ihn

nicht seine Menschlichkeit von diesem Mittel abgehalten hätte. Er gestattete den Aeltern, Weibern und Kindern einen freien Abzug, und erlaubte den Landleuten, und stillschweigend seinen eigenen Truppen, die Belagerten heimlich mit Lebensmitteln zu versehen.

Viele seiner Offiziere tabelten ihn deshalb laut, er aber antwortete mit edler Entäußerung: „Lieber wollte ich Paris nimmer besitzen, als seine Eroberung durch den Untergang seiner Bürger erkaufen.“

Unterdessen rückte der Herzog von Parma auf Befehl des Königs von Spanien aus den Niederlanden zum Entsatz von Paris an. Heinrich gieng dem fremden Feldherrn sogleich entgegen, und bot ihm ein Treffen an, welches dieser jedoch weislich vermied, denn er hatte seine Absicht, ohne Schwerdtstreich erreicht. Nun stürmten eine Menge neuer Gefahren auf Heinrich ein, jedoch waren sie nicht vermögend, seinen unerschütterlichen Muth zu beugen. Der Herzog von Parma hatte auf seinem Rückzuge dem Herzog von Mayenne 8000 Mann von seinen Truppen überlassen. Der Papst Gregor XIV. sprach den Bannfluch über Heinrichen aus, und schickte überdies seinen Neffen mit Geld und Truppen an den Herzog von Savoyen, der eben im Begriff war, ins Dauphine einzudringen. Der Sohn des ermordeten Herzogs von Guise war aus seinem Gefängnisse zu Tours entwichen, wo er seit dem Tode seines Vaters gefesselt hatte. Als man ihm die Nachricht von diesen widrigen Ereignissen brachte, sagte er mit Festigkeit: „Je mehr die Zahl unser Feinde anwächst, desto mehr Sorgfalt müssen wir anwenden, und desto grösser wird auch die Ehre für uns seyn, sie zu überwinden.“

Nach vielem Ungemache, und nachdem er sich endlich öffentlich für die katholische Religion erklärt hatte, wurde Heinrich zu Chartres mit

vielm Gepänge gekrönt. Der Herzog von Mayenne zog sich aus Paris zurück; der dortige französische Commandant ließ den König heimlich in die Hauptstadt, von der er nun, ohne einen Blutstropfen zu vergiessen, Besitz nahm. Eine Menge anderer grosser Städte des Reichs ergaben sich freiwillig, und noch andere eroberte er in Person.

Allein, wie wechselt doch stets das Schicksal der Sterblichen? Während dieser glücklicher Ereignisse schwebte eine fürchterliche Gefahr über des edlen Königs Leben, daß er sich jedoch diesmal glücklich aus derselben rettete. Als der König nemlich aus der Piskardie in der Hauptstadt angekommen war, kannte ihn ein Bögling, der noch selbst gegen den belehrten Heinrich heimlich erbitterten Fanatiker, ein Messer in den Mund. Der Stoß war eigentlich auf den Hals des Königs gerichtet gewesen; allein eine Wendung des letztern machte, daß er diesmal mit dem Verlusse einiger Zähne davon kam. Der Mörder wurde ergriffen und hingerichtet. Im Verhör gestand er, daß ihm öfters gesagt worden sey: „Der Mord eines Königs sey, wenn dieser ein Keger wäre, eine verdienstliche Handlung, wodurch man viele begangene Sünden auszugleichen vermöge.“ — Die Verbannung der Jesuiten aus dem Reiche war die Folge dieses Vorfalls.

Der König hatte aber, ehe er zum friedlichen Besitze seines Reichs gelangte, noch manchen harten Kampf, vornemlich mit den Spaniern, zu bestehen, welche ihn oft in seinem Reiche selbst anfielen; allein jetzt stand ihm ein Mann, der berühmte Süßly, zur Seite, der durch die trefflichste Regierungskunst jedes Unternehmen Heinrichs unterstützte, und ihn öfters aus grosser Verlegenheit zog. Zwischen beiden grossen Männern fand das hier so seltene Verhältniß der herzlichsten Freundschaft statt, und durch Süßly

vorzüglich erlangte Heinrich endlich den ungestörten Genuß seines Reichs, nach dessen friedlicher Beherrschung er nur strebte, um recht viel Glück und Wohlstand verbreiten zu können. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen seiner milden und kräftigen Regierung ist das berühmte Edikt von Nantes, wodurch er die wegen der Erklärung des Königs für die katholische Religion in den Gemüthern der Hugenotten entstandenen Zweifel und Besorgnisse dadurch zu stillen suchte, daß er ihnen nicht nur freie Religionsübung, sondern auch gleichen Antheil an der Staatsverwaltung mit den Katholiken, und das Recht zugestand, zu allen wichtigen Ehrenstellen zugelassen zu werden.

Eine unersiegbliche Quelle von Unannehmlichkeiten für den sonst so edlen Fürsten waren seine Liebeshändel. Jedoch hat er sich dadurch nie zu einem seinem Lande nachtheiligen Unternehmen verleiten lassen. Süßly stand immer wie ein schützender Genius ihm zur Seite. Einst hatte Heinrich doch in einem Augenblicke der Schwäche einer seiner Geliebten, Henrietten d'Entrague, schriftlich die Ehe versprochen, unerachtet er noch nicht von seiner rechtmässigen Gemahlin geschieden war. Erzeigte dem Minister Süßly diese Verschreibung, und Süßly zerriß sie sogleich vor den Augen des Monarchen. Voll Unwillen und Befremden über dieses Benehmen des Ministers, rief Heinrich: „Süßly, Ihr seyd ein Narr geworden!“ — „Das weiß ich,“ versetzte Süßly, „und wohl Ihnen, Eure, wenn ich der einzige Narr in Frankreich wäre.“ — Man trennte sich unzufrieden, und Süßly glaubte fast, er werde Heinrichs Ungnade auf sich ziehen; allein das edle Gemüth des trefflichen Fürsten erhielt bald seine ruhige Fassung wieder, und er dankte Süßly für seine Aufrichtigkeit und Unerschrockenheit, indem er ihm zugleich eine neue Würde, die eines Feldzeugmeisters ertheilte.

Gegen

Gegen das Ende von Heinrichs Leben entspann sich noch ein Krieg mit dem Hause Oesterreich, den der, immer über grossen Entwürfen brütende König wahrscheinlich zur Ausführung eines grössern Plans benutzen wollte, über dessen Gegenstand jedoch die Meinungen getheilt sind, der aber doch gewiß nicht, weniger bezweckte, als Frankreich einen entscheidenden Einfluß auf die Staatsangelegenheiten von ganz Europa zu sichern.

Der König hatte sich entschlossen, sein Heer persönlich anzuführen, und harrete mit Ungeduld des Tages, der zum Aufbruch bestimmt war, allein die Königin, welche während seiner Abwesenheit zur Reichsverweserin bestellt war, drang in ihren Gemahl, sie noch vor seiner Abreise feyerlich krönen zu lassen. Heinrich, über den dadurch verursachten Aufschub seines Unternehmens verdrüsslich, und von geheimer Ahnung eines ihm drohenden Unglücks geängstigt, welche wahrscheinlich durch eine Menge bereits versuchter Anschläge gegen sein Leben erweckt wurde, entschloß sich nur ungern, die Bitten seiner Gemahlin zu erfüllen; indessen mußte sie es doch dahin zu bringen, daß er den Krönungstag bestimmte, und in eigener Person dabei zugegen war. Der Tag brach an, die Feyerlichkeiten hatten ihren ungestörten Fortgang, der Tag gieng unter, und Heinrich konnte sich unbeschädigt, wenn gleich noch immer nicht ganz ruhig, zur Ruhe begeben. Am folgenden Tag aber, als der König ausfuhr, und sein Wagen in einer engen Gasse, des grossen Gedränges wegen, halten mußte, benutzte ein fanatischer Schwärmer, Namens Ravallat, die längst gesuchte Gelegenheit, stieg an dem einen Rade des Wagens hinauf, warf sich zum Schlage hinein, und schlug dem Monarchen über die Schulter des neben ihm sitzenden Herzogs von Epemon ein Messer in die Brust. Der Mör-

R

der, der sich, überzeugt von dem Verdienstlichen seiner That, keine Mühe gab, zu entkommen, wurde augenblicklich ergriffen, und behauptete nachher im Verhöre standhaft, Gott und der Kirche durch die Ermordung dieses keiserlichen Regenten einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Alle Bemühungen, seine Missethäter zu entdecken, blieben fruchtlos, denn der Mörder behauptete fest, die That sey durchaus sein eigenes Werk.

So vernichtete ein einziger Streich von der Hand eines Bösewichts, ein Leben, das 16 Jahre lang für das Glück vieler Millionen so wirksam gewesen war.

Der König und der Bettler.

Es suchen sich Freuden der Bettler und König,
Und doch giebt's der ird'schen Freuden so wenig.
Nur der fühlt die Freuden, nur der lebt beglückt,
Den weder der Purpur noch Bettelsack drückt.

Den König verfolgen der Völker Beklagen,
Den Bettler entkräftet der Hunger im Magen.

Nur der ic.

Den König zwingt Anstand zum Tanz und zum Küssen;
Den Bettler läßt Armuth den Kuß nicht gemessen.

Nur der ic.

Den König reizt Habsucht zum zänkischen Kriege;
Den Bettler macht Armuth zum Schelm und zum Diebe.

Nur der ic.

So wandeln's am dürren am greisen-
den Stabe,
Sie wandeln mit gleichem Geschicke zum
Grabe.

Nur der 1c.

Der König stirbt endlich im goldnen
Pallasse;

Der Bettler der endet auf faulem Moraste.
Nur der 1c.

Drum Menschen, um fröhlich und glück-
lich zu seyn,
Seyt weder zu mächtig, doch auch nicht
zu klein.

Nur der fühlt die Freuden, nur der lebt
beglückt,
Den weder der Purpur noch Bettelsack
drückt.

Michels Haare zu Berge und Peter
im Angstschweiß.

(Siehe gegenüberstehende Figur.)

Letzten 5ten Oktober giengen diese beyden
Nachbahren ruhig und friedlich neben ein-
ander, vom einem Viehmarkt herkommend,
Abends um 8 Uhr bey dunkelm Wetter nach
Hause. Nahe bey'm Allmentthürli stehen sie
auf einmal verwundert still. — „Lug Peter,
„was ist das?“ fragte Michel.

Michel. Bi Gott, es Unghir!

Peter. D'hüt is Gott, es het fürigt Augl.

Michel. U Hörner.

Peter. U ne Stiehl.

Michel. Er raslet mit Chettene.

Peter. Un es brüelet wie ne Hängst.

Michel. U brummt wie ne Bär.

Peter. Es chrachet ihm in alle Gliedere.

Michel. Jez fahre die fürigen Auge
ufem Boden umhe.

Peter. Es chunt!

Michel. Es chunt! Gott b'hüt is dervor!

Im Angstschweiß, und die Haare zu
Berge lehrten Michel und Peter um, und
nahmen den Reißaus. Dann stießen sie auf
den Amtsnotar: „Was is's? was giebt's
„ihr Nachbahren?“ fragte er — Aber der
Athem hielt sie ab, ihm zu antworten, nur
die Worte: Teufel und chunt konnten sie
hervorbringen, und wollten wieder stellen.
allein er hielt sie auf, beruhigte sie, und er
konnte es endlich dahin bringen, mit ihm
dem vermeintlichen Teufel zu Leibe zu gehn.

Da kamen sie wieder zum Thürli, und
hörten laut sprechen; jenseits desselben be-
fand sich denn ein zerbrochener Reisewagen
und Leute dabey, die ihn aufrichteten, und
so gut sich's thun ließ, mit Stricken befe-
stigten, dazu leuchtete ein Bauer mit einer
Laterne.

So waren also die feurigen Augen die
Laterne, die der Bauer auf den Thürlistock
gestellt hatte; die Hörner seine Kappe, die
er darauf legte; der Stiehl seinen Stock;
das Kettengerassel die wirklichen Wagen-
ketten; das Hengstgebrüll das Wiehern der
Pferde; das Gebrumm, die Flüche des
Kutschers; das Gliederkrachen, das Kra-
chen bey Aufrichtung des Wagens; und die
feurigen Augen am Boden, das Suchen und
Zünden mit der Laterne; das Anrücken war
aber bloßer Schrecken.

Vom Wünschen.

Es ist sehr lächerlich zu hören, wenn
Menschen alle ihre Einbildungskraft an-
strengen, ungeheure Wünsche zu thun, de-
ren Erfüllung durchaus unmöglich ist. Ja
sie stellen oft eine Bette, wer am unsin-

Michels Haare zu Berge und Peter im Angstschweiß.



nigsten Wünschen könne. Ich will aber eine ganz kurze Kunst zeigen, wie man sie alle übertrifft. Es gehen drey junge Bursche durch das Grauholz. „Ich wollte, sagte Hans, ich hätte ein Sennthum von so viel Kühen als hier im Walde Kriessnadeln sind, und dann genug Sommerung und Winterung dazu.“ „Und ich, sagte Benz, wollte ich hätte so viel müttige Säcke als deine Kühe Haar auf dem Leibe hätten, und alle voll doppelte Duplonen.“ — „Was soll es gelten, sagte Klaus, ich wünsche mehr als ihr alle!“ — „Das kannst du nicht,“ meyneten sie, und wetteten eine Maas rothen Wein, den wollten sie bey der Paplermühle bezahlen und miteinander trinken. — „Nun so gilt's, sagte Klaus, und so wünsche ich mir alles das, was alle Narren von Unbeginn der Welt an sich gewünscht haben: dann habe ich das Eurige auch dabey.“

Die Lohstampfer.

Zwen gute Freunde, welche die Neugierde nach M . . . n trieb, um einen Bekannten von den dort befindlichen Schweizertruppen zu sehen, wählten sich zu mehrerer Bequemlichkeit einen Char-à-banc zu ihrem Fuhrwerk, um der Mühe und Gefahr enthoben zu seyn, den Riggisberger-Sprung noch einmahl machen zu müssen. Glücklich langten sie an dem Orte an, und nach geendigter Musterung alles Sehenswerthen so auch einer eingenommenen, allzustarken Dosts Oktober-Thee, womit selbe hin und wieder bewillkommet wurden, gleng erst noch die Fahrt einem bekannten Wirthshaus zu. In vollem

Vertrauen auf den hellen Mondschein, überliessen sie sich der Freude, bis es zu regnen anfieng, und sich dieses wohlthätige Licht des Nachtwanderers ins Dunkel verbarg. Trotz dessen mußte die Rückreise dennoch vor sich gehen. Da aber der volle Mond sein Licht an einem andern Gezelte aufgeschlagen hatte, so ward der rechte Weg in etwas verfehlt, und gleng gegen einem Gerwerhanse zu, wo der Meister vergessen hatte die Lohgrube zu decken, und die zum Unglück für unsere Bänklireuter um ein namhaftes grösser war, als eine Käsegepse; über diese sollte nun der grosse Sprung geschehen, gleng aber nur bis in die Mitte, und leerte die Bänklireuter in das Safran-Magazin hinunter. Von der Erlösung aus demselben kann sich der Leser selbst einen Begriff machen, so viel wissen wir: daß ausser dem Char-à-banc nichts verdorben wurde, als die Magen der Reuter, die nach genugsamer Reinigung mit Sennenblätter, auf Anrathen des Doktors mit einer Gurnigel-Kur wieder zurecht gebracht werden könnten; wozu ihnen der Meister Stelzfuß, nebst höflichem Dank für geneigten Zuspruch, fortdauernd für das eine, wie für das andere, guten Appetit wünschet.

Die neugebackne Frau,

wie es jezt deren vjele giebt.

Sophie ward sehr gut erzogen; im zehnten Jahre konnte sie schon 7 Walzer auf dem Clavier spielen, Verräthnichtheiten zeichnen, Hopser und Langaus tanzen, und mit der Feder den Namen Sophie schreiben. Im 12ten Jahre sprach Sophie nur noch französisch, und konnte schon

Thee servieren; im 15ten eine Sonate klimpern, Tableau brodieren, Liebäugeln, Romane lesen, Verse machen, Liebesbriefe schreiben, über die Kunst absprechen, sich nett drapieren, und schnippisch witzeln.

Sophie ward demnach äusserst bewundert, und eine Menge Anbeter schwärmten um sie herum, wie die Fliegen um ein Stück Zucker. So giengs bis ins achtzehnte Jahr, wo indessen obige grosse Talente und Tugenden aller Art auf das feinste kultiviert wurden; ja sogar bis zum Deklamieren hatte es Sophie gebracht.

Nun gieng es ans Heyrathen, da hiegl der Himmel erst recht voller Geigen. Als aber bald darauf Sophie mit ihrem süßen Männchen die Gelegenheit (das Landgut) bezog, da trat eine äusserst betrübte Catastrophe ein. Köchin Süsette ward nehmlich krank. Wer sollte nun kochen? Sophie wußte ihres Lebens nichts anzufangen. Im Dorfe ward niemand der gut kochen konnte als die Frau Pastorin, die aber für sich, und nicht für andere (wie man zu sagen pflegt) kochte.

Da schrieb Sophie in der Angst ihres Herzens einen schönen Brief auf englisch Velin-Papier mit goldnen Ranten an Hrn. S. und bat ihn recht sehr: „ihr auf der Stelle eine extra gute Köchin zu senden; Joseph der Kutscher habe den Auftrag, sie soaleich aufzuladen, und anhero zu spedieren. (führen)“ Der Brief war aber französisch.

Das war alles schön und gut, aber das Landgut war sechs Stunden von der Stadt entfernt, und bis die S. Köchin ausgepackt seyn würde, mußte Sophie sich entschließen, einstweilen selbst zu kochen, und dieß hatte eine kleine Schwierigkeit,

daß nehmlich Sophie in ihrem Leben nur einmal in der Küche war, um der Süsette das Maul zu waschen. Aber Sophie half sich in Folge ihrer Talente gut aus der Sache, sie sagte dem Männchen: „à la guerre comme à la guerre, legte einen Schurz um, ließ sich von der Kammerjungfer Feuer machen, stellte einen Topf darauf, blies mit dem Blasbalg, holte Anken aus dem Schranke, schnitt Speck aus dem Schornstein, zerschnitt ein Brodt in Stücken, gieng mit einer langen Scheere und einem Rädiale in den Garten und schnitt sich da Petersilien, Zwiebelnkraut, und aufgestengelten Spargel, kehrte wieder in die Küche, legte das alles in den Topf, streute Salz, Pfeffer, Nägeli und Coriander darüber, auch etwas Zimmet und Zucker, und begoß denn das ganze mit Wasser und rothem Wein. Nun befahl sie der Kammerjungfer: „sie solle zwey Wälle darüber gehen lassen, dann das Stück Fleisch hinein legen, und drey-mal das Ding umrühren, dann seye die Suppe vortrefflich.“

Aber der Herr fand sie nicht vortrefflich; da indessen Sophie ihm beybrachte: es seye eine Suppe à l'anglaise, und die Geschichte noch in der Zeit der Flitterwochen sich ereignete, so mußte sie gut seyn; mit dem Fleisch aber war nichts anzufangen. Auch hieben half Sophiens Scharfsinn, denn sie bemerkte ganz bestimmt: „es seye pur lauter altes Fleisch.“

Zu gutem Glücke ward Süsette wieder gesund, denn im S. Magazin waren wohl viele Köchinnen, aber so eben keine extra, und so kam Kutscher Joseph auch unbe-frachtet zurück.

Das wandernde Grangelbein.

In einer Provinzial-Stadt in Spanien, wo es wie überall, arme und reiche Leute, hübsche und niedrige Mädchen giebt, da finden sich auch mitunter recht sparsame Weiber, die selbst das mindeste zu ehren und nutzen wissen. So geschah es denn auch, daß die Frau Vize-Alzís-Einnehmerin jüngsthin ein Schwein schlachten ließ, wovon vorläufig schon ein Grangelbein abgelocht wurde, das aber freilich noch einigemal zum nehmlichen Gebrauch konnte benutzt werden. Als dieses in der Hauptstadt ruckbar wurde, sandte die Frau Ober-Post-Meisterin zu der Frau Vize-Alzís-Einnehmerin, mit der Bitte, ihr doch das bewußte Grangelbein bis Nachmittags um 2 Uhr zur Benutzung zu überlassen. Da aber zur nehmlichen Zeit auch die Frau Stadt-Graben-Inspektorin eine ähnliche Botschaft ergehen ließ, so ward guter Rath theuer; die Männer wurden herbeigerufen, und in ihrem wohlweisen Rath ward erkannt: man müsse des Vorrangs halber das Hälmli ziehen, und somit erhielt die Frau Stadt-Graben-Inspektorin das Grangelbein bis 2 Uhr; der Frau Ober-Post-Meisterin ward es aber von 2 bis 7 Uhr zugesagt; von 7 bis 11 Uhr bekam es die Frau Zuchthaus-Verwalterin und so wanderte das Grangelbein noch volle 3 Tage zu Nutz und Frommen der wohlweisen Weiber.

Das zweymal gestohlene Holz.

Ein — — ehrbarer Küher, der es durch Fütterung von ungemessenem Heu, und ungezähltem Stroh so weit gebracht hatte, einen tüchtigen Käshandel anzufangen, und durch Fortsetzung desselben endlich ein Heymarb (Gütl) zu

laufen, welches er aber selbst zu bewohnen noch nicht gleich für gut erachtete und dasselbe verpachtete, unterdessen aber, mit seinem ehrbaren Handwerk fortfuhr, und so viel gewann, daß er sein Gütl ausbezahlen, und nun selbst bewohnen konnte. Da aber der Ertrag des Gütleins noch nicht hinreichend war seine Kübli zu sommern und zu wintern, so setzte er dieselben bald hie, bald dort aus, um immer ungemessenes Heu zu füttern. Während er auf dem Gütl wohnte, kaufte er kein Holz, sondern bediente sich des Nachbarn Scheiterbenge, von der er des Morgens wenn noch alles schlief, ein Bürdelein abholte, und so nach und nach einen Vorrath sammelte, den er aus guten Gründen auf der Bühne hinter das Stroh versteckte. Eines Tages, als seine arme Hausfrau ihr Mittagsmahl kochen wollte, mit ihrem nassen Holz aber kein Feuer machen konnte, so holte sie in des Kühers Abwesenheit eine Portion von dem gestohlenen Holz von der Bühne herunter, machte ein tüchtiges Feuer, und setzte einen Hafen mit Erdäpfeln darüber. Auf einmal, Pif, Paf: der Hafen samt Erdäpfeln in der Küche am Boden, und die Feuerblatte zertrümmert. Voller Herzensangst stand die arme Frau da, als der saubere Hausherr, Stumpfsosen-Peter in die Küche trat, sich nach der Ursache dieser Zerstörung erkundigte, und nach abgestattetem Bericht der Hausfrau, derselben ein tiefes Stillschweigen auferlegte, mit Versprechen: den verursachten Schaden zu vergüten; doch aber, von der guten Hausfrau den Bescheid bekam: daß die samliche Nachbarschaft von der Hergangenheit der Sache in Wissenschaft gesetzt seye. Als der Scheiterbengen-Eigenthümer dessen unterrichtet worden, sagte er: gäll Fraue!i, das Büchse-Pulver wo n'i ly'm Uebergang nfg'spart ha, h'i ly Chraft für d'Sch .. noch no b'halte?

Es Cheller volle zahlte Chäs,
Es frey's u ledig's Gütl;
U mit'e m'e ful'e wüste G'fräs,
Der Schelm no ung'er 'em Hüttli;
We fertig's nit id d'Pratig chäm:
De wet'i daß d'er T. . . . nähm.

Der fünfte Jahrmarkt in Urberg ist dieses Jahr den 18. Herbstmonat.